330.943
B64h

Die Hungersnot in unsern Großstädten

und wie man diese Quelle der Verbrechen verstopfen kann

Von Peter Bonn, Cöln a. Rh.
mit einer Einführung von Dr. Karl Kumpmann,
Privatdozent der Staatswissenschaft in Bonn

Preis 1.20 Mark
M.Gladbach 1914, Volksvereins-Verlag GmbH.

THE UNIVERSITY

OF ILLINOIS

LIBRARY

330.943

B64h

Die Hungersnot in unsern Großstädten

und wie man diese Quelle der Verbrechen verstopfen kann

Von Peter Bonn, Cöln a. Rh.,
mit einer Einführung von Dr. Karl Kumpmann, Privatdozent der Staatswissenschaften in Bonn

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF ILLINOIS

M. Gladbach 1914, Volksvereins-Verlag GmbH.

330.943
B64h

Inhalt

Einführung von Dr. Karl Kumpmann in Bonn 7
1. Kapitel: Einleitung. Zur Betrachtung des Arbeitslosenelends . . . 12
2. Kapitel: Ausrüstung zum Kampf um das tägliche Brot 16
3. Kapitel: Hilfe oder Verbrechen 36
4. Kapitel: Wie ist hier zu helfen? Das Arbeitshaus ohne Zwang . . 56
5. Kapitel: Statistik, Anhang und Literaturverzeichnis 74

Digitized by the Internet Archive
in 2017 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign Alternates

https://archive.org/details/diehungersnotinu00bonn

Zur Einführung

Wenn ich dem Wunsche des Herrn Verfassers der vorliegenden Broschüre nach einigen empfehlenden Worten hiermit entspreche, so tue ich es, weil ich die Überzeugung gewonnen habe, daß der Grundgedanke, den diese Schrift vertritt, zutreffend und von größter Wichtigkeit ist. Der Plan des „Arbeitshauses ohne Zwang" wird sich behaupten und über kurz oder lang seine Verwirklichung finden, weil er sozusagen in der Luft liegt; von allen Seiten drängt die Entwicklung des sozialen Lebens dieser Lösung entgegen. Herr Peter Bonn hat das Verdienst, diesen Gedanken zuerst ausgesprochen und ihn in zahlreichen Aufsätzen und Broschüren vertreten zu haben, ohne daß er damit jedoch den verdienten Anklang gefunden hätte, ja sogar ohne daß man ihn bislang überhaupt beachtet hätte. Nun mag zugegeben werden, daß seine Schriften in bezug auf die Form vielleicht einiges zu wünschen übrig lassen, auch in bezug auf die wissenschaftliche Durcharbeitung und Begründung manchen Ansprüchen nicht gerecht werden — aber der Verfasser hat nicht den Ehrgeiz, ein Schriftsteller und noch viel weniger ein Gelehrter zu sein. Es wäre in solchen Fällen eine würdige Aufgabe der Presse, der Wissenschaft und der berufsmäßigen oder freiwilligen Sozialpolitiker, das Neue, Gute und Wertvolle herauszufinden und zu fördern. In diesem Sinne möchte ich nach Kräften die Wünsche Bonns unterstützen; um so wärmer und nachdrücklicher, als ich ihn seit Jahren als Menschen und als caritativ tätigen Menschenfreund hochschätze und manches Mal Gelegenheit hatte, sein praktisches Geschick in der Armenfürsorge, der Krüppelpflege, der Unterbringung von Blinden, Obdachlosen und Strafentlassenen zu bewundern. Gerade für die praktische Durch-

führung seines Planes würde eine organisatorisch besonders veranlagte Persönlichkeit wie er von großem Werte sein. So wünsche ich denn in seinem wie im Interesse der guten Sache, daß seine langen standhaften Bemühungen endlich zu einem greifbaren Erfolg führen mögen!

Vielleicht ist es nun von einigem Interesse, wenn ich die Hauptlinien der sozialen Entwicklung in Deutschland, die mir auf das Projekt des „Arbeitshauses" mit Notwendigkeit hinzudeuten scheinen, hier noch einmal (wie schon gelegentlich in meinem Buche „Die Reichsarbeitslosenversicherung", 1913, § 3) kurz berühre. Das nächste Ziel unseres sozialen Lebens, dem wir uns allmählich doch schon erheblich nähern, könnte man wohl mit dem Worte „*Existenzsicherung*" bezeichnen. Jeder, auch der geringste Deutsche, soll die Gewißheit haben, daß er niemals ganz verelenden kann, daß ihn die gesellschaftliche Ordnung, komme es mit ihm wie immer, vor der völligen Zertrümmerung seiner wirtschaftlichen Existenz bewahrt. Den ersten entschlossenen Schritt hat die Öffentlichkeit in dieser Richtung durch die soziale Reichsversicherung getan, die doch alle *die* Elemente der untern Klassen, die *arbeitsfähig* und damit versicherungspflichtig sind, im Falle der Krankheit, des Unfalles, der Invalidität und des Alters, ferner auch für den Tod die Witwen und Waisen notdürftig versorgt. In leidlich befriedigender Weise nimmt man sich ferner der *gänzlich Arbeitsunfähigen*, für den Lebenskampf Ungerüsteten an, der Geisteskranken, der Blinden, der Siechen usw.; in den letzten Jahrzehnten sind für sie überall Anstalten errichtet worden, die einigermaßen genügen und fortgesetzt verbessert werden. Daneben gibt es aber noch *zwei* Kategorien von Armen, für die zwar einiges Wenige, aber doch noch viel zu wenig geschehen ist, deren irgendwie zu beschaffende Versorgung daher wohl die soziale Zentralaufgabe der nächsten Zukunft sein wird. Das sind erstens die „objektiv" — d. h. arbeitsfähigen und arbeitswilligen — Arbeitslosen; zur Linderung des furchtbaren Elendes, unter dem sie leiden, wird man schließlich doch neben der Verbesserung der Arbeitsnachweise und der Notstandsarbeiten zu

einer Reichsarbeitslosenversicherung kommen müssen und kommen. Und endlich bleibt noch eine weitere Gruppe der Allerärmsten und Jämmerlichsten, für die bisher fast nichts getan worden ist, das sind diejenigen Individuen, die auf die Sozialversicherung keinen Anspruch haben, denn sie haben nie regelmäßig gearbeitet, die aber auch nicht zu den ganz Hilflosen gehören und also auch an der Anstaltspflege keinen Anteil haben. Es sind das, kurz gesagt, die sogenannten Halbstarken, die „halben Kräfte", die „Minderwertigen" – die Stiefkinder unserer sozialen Fürsorge. Und für sie wäre das „Arbeitshaus ohne Zwang" erforderlich. Das Heer dieser halben Kräfte läßt sich zahlenmäßig kaum erfassen, der Versuch ist auch noch nicht gemacht worden. Jedenfalls ist es sehr groß, mit einer Million Menschen eher noch zu niedrig veranschlagt. Hierher gehören 1. die körperlich nicht Vollwertigen — wie alle Invaliden und Halbinvaliden, teilweise verkrüppelte Personen, Rekonvaleszenten, nicht unbedingt anstaltsbedürftige Lungenleidende, Augenkranke, Epileptiker usw.; aber man denke 2. auch an die sehr zahlreichen geistig nicht ganz Normalen, an die Nervösen, an die Halbirren, an die sittlich Widerstandslosen; ferner 3. an die gefallenen Mädchen, die entlassenen Gefangenen, viele Deklassierte aus den obern Ständen — alles Menschen, denen ein Unterkommen und geregelte Arbeit mindestens sehr erschwert ist; hierher gehören 4. auch die — zum großen Teil wenigstens — körperlich und geistig degenerierten Brüder von der Landstraße, die Lumpenproletarier, Vagabunden, Bettler, Bummler, die sozusagen mit einem Bein immer im Gefängnis, im Obdachlosenasyl oder im Arbeitshause stehen.

Für diese alle wäre es eine unendliche Wohltat, wenn es Stätten gäbe, wo sie einen Unterschlupf und ihren geringen Kräften entsprechende Arbeit fänden. Arbeitshäuser müssen geschaffen werden, die drei Bedingungen erfüllen: die erstens zwanglos wären, so daß der Eintretende ein freier Mann bleibt, kommen und gehen kann, wann er will, die zweitens matte Kräfte angemessen beschäftigten und auskömmlich unterhielten, und die drittens auch ein dauerndes Verbleiben der Pfleglinge gestatteten.

— Irgendwelche Einrichtungen dieser Art hat der Schreiber dieser Zeilen bisher noch nirgends kennen gelernt (mit Ausnahme eines kleinern Versuchs in den Vereinigten Staaten: die Cooley-Farm bei Cleveland). Das Bedürfnis nach solchen Anstalten aber ist groß und dringend, die Notwendigkeit einer Reform, überhaupt irgendeines Auswegs, wird von den Fachmännern immer wieder hervorgehoben. Wie oft habe ich die Direktoren und Geistlichen der Fürsorgeerziehungsanstalten, der Gefängnisse und der Zuchthäuser klagen hören, daß so viele von denen, die sie entlassen müssen, nirgends eine bleibende Stätte finden, weil sie vorübergehend und zum großen Teil auch dauernd unfähig für den Lebenskampf sind und daher doch mit mathematischer Gewißheit die Arbeitshäuser, Gefängnisse und Zuchthäuser stets von neuem bevölkern werden, bis der Tod sie von einem kläglichen Leben und die Gesellschaft von ihnen befreit. Ebenso müssen die Leiter der Krankenhäuser und Heilstätten, der öffentlichen Arbeitsanstalten, der Obdachlosenasyle, der Herbergen, der Wanderarbeitsstätten oft mit herzlichem Mitleid die elenden Insassen auf die Straße schicken, weil diese gewiß lobenswerten Häuser ihrer Einrichtung und ihrem Zwecke nach nicht für eine dauernde Unterkunft bestimmt sind.

Hier nun einen Ausweg zu finden — das wäre eine der bedeutsamsten Taten der deutschen Sozialpolitik. Dieser Ausweg, glaube ich, kann nur in der Errichtung und planmäßigen Verbreitung von solchen „Arbeitshäusern ohne Zwang" bestehen, die etwa als halböffentliche Anstalten in der Nähe unserer Großstädte anzusiedeln wären und in denen alle geeigneten Arten von landwirtschaftlichen und gewerblichen Arbeiten ausgeführt würden. In diesen Räumen würde jeder Arbeitswillige, auch der Schwache, aufgenommen, beschäftigt und womöglich mit einer kleinen Summe besoldet werden. Neben der Beschäftigung wäre auch die Erziehung zur Arbeit, die Anlernung von neuen Arbeiten von größtem Werte. Solange eine ausreichende Arbeitslosenversorgung nicht vorhanden ist, würden auch diese an sich leistungsfähigen Armen oft an die Pforten der Arbeitshäuser klopfen — kurz, es würden sichere Inseln der Näch-

stenliebe geschaffen, zu denen alle die ihre Zuflucht nehmen könnten, über die die Wogen des sozialen Elendes hinwegzugehen drohen. Zur Selbsthilfe sind diese Schichten zu schwach, aber in einer Zeit, die dem Organisationsgedanken so freundlich ist, sollte da nicht die Bildung einer „Deutschen Gesellschaft zur Errichtung von Arbeitshäusern" doch möglich sein?

Bonn, im Mai 1914. Karl Kumpmann.

I. Einleitung

Zur Betrachtung des Arbeitslosenelends

Die Frage nach dem „Recht auf Arbeit" gewinnt eine ständig wachsende Bedeutung für die Gestaltung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der breitesten Volksschichten. Und doch ist man gerade darauf zu wenig eingegangen, welchen Umständen das Wort „Recht auf Arbeit" seine heutige erneute Bedeutung verdankt. Es könnte fast scheinen, als sei es überflüssig, sich bei der Bedeutung dieses Wortes so lange aufzuhalten, da man ja doch sicherlich der Meinung sein darf, es sei selbstverständlich, daß jeder Mensch das Recht habe, sich zu betätigen. Auf der andern Seite ist es aber auch wieder klar, daß die Berechtigung zur Arbeit sehr wenig bedeutet, wenn ein Arbeitsfreudiger nicht das Glück hat, sich betätigen zu können auf einem Felde, wo er will. Und noch krauser wird der Anblick, wenn man gar bedenkt, daß ein Bürger, dem jedermann das Recht zur Arbeit natürlich zuschreibt, gar keine Gelegenheit, ja gar keine Möglichkeit hat, überhaupt durch irgendwelche Arbeit sich sein tägliches Brot zu verdienen! Angesichts einer solchen Lage kann das Wort Recht auf Arbeit leicht wie ein Hohn erscheinen. Die Beschäftigung aber mit diesem Problem und seiner Handhabung kann in solchen Fällen als höchst überflüssig erscheinen, wie wenn man versuchen wollte, den zweiten Schritt zu tun, ehe der erste getan. Und da es in der Tat, wie wir auch leicht zeigen können, Hunderttausende gibt, die in der Lage jenes Unvermögens stecken, so erscheint uns leichtbegreiflicherweise jener Schritt notwendiger zu sein; denn man muß doch zunächst einmal zusehen, daß jeder Mensch überhaupt Gelegenheit hat, zu arbeiten. Besonders geboten aber scheint uns diese Fragestellung, da man sich heute sogar in der Gesetzgebung

betreffs eines Arbeitszwanges ernstlich beschäftigt; notwendiger, als von Berechtigung oder gar einem Befehl zur Arbeit zu sprechen, ist es, will man ehrlich zum Ziele kommen, die Beschaffung von Arbeitsmöglichkeiten ins Auge zu fassen. Das aber ist ein Weg zur Verhütung und Heilung unsäglichen Elendes. So wird uns der Blick lehren, den wir in den Zustand der Leute tun müssen, die da arbeitslos sind.

Wir werden einen Gang antreten müssen durch jeden Stand, durch jedes Alter. Durch alle Gegenden werden wir wandern müssen, durch die breiten Straßen, die prächtige Villen umgrenzen, an glänzenden hellerleuchteten Industriepalästen vorüber, aber auch durch die engen Gassen graubeleuchteter Armut und endlich durch die kahlen Zimmer der Asyle für Kranke, Obdachlose oder gar sogenannter Verbrecher.

Die trefflichsten Akten aber liefern unsere Obdachlosenasyle denn hier trifft sich das Elend, das von allen Schichten, aus allen Vierteln seine Herkunft nahm. Hier hat man gleichsam die Summe des Elendes der Arbeitslosigkeit und einen Querschnitt durch den ganzen Zusammenhang dieses Elendes.

Es gibt ja drei Wege der Obdachlosenfürsorge: 1. vorbeugend die Jugendfürsorge, 2. helfend kann man die Ärmsten, für die die Erde keinen Raum zu haben scheint, in eben dazu eingerichteten Asylen für die Zeit ihrer schlimmsten Not unterbringen, und da hätten wir also die Obdachlosenasyle selbst, 3. die Unglücklichen wieder in geordnete Verhältnisse hinüberleiten.

Nun aber zeigen, was diesen dritten Punkt angeht, die Erfahrungen in unsern Obdachlosensälen ein sehr schwaches Gelingen. Es gelingt höchstens in hundert Fällen zehnmal, die Gäste dieser Institute unterzubringen in lebenskräftigen Anstellungen. Und von diesen zehn gelingt es vielleicht dreien, eine sogenannte Lebensstellung zu erhaschen, so daß also von jenen hundert ungefähr 97 regelmäßige Gäste der Obdachlosenasyle werden.

Der Stellennachweis ist also ein Heilmittel von nur sehr untergeordnetem Erfolg, die Obdachlosenasyle aber sind ein Sammel-

punkt unheilbaren Elendes. Muß man angesichts dieser Tatsachen nun nicht mit allem Ernst einmal den ersten Punkt ins Auge fassen, die Jugendfürsorge? Denn in der Jugend, wo doch der Anlauf ins Leben genommen wird, wiegt jeder Fehler unendlich schwer und führt mit tödlicher Sicherheit in schiefe Lebenslagen hinein. So kann also einmal die Jugend als die Zeit der Grundsteinlegung zu einer spätern Obdachlosigkeit sicherlich betrachtet werden.

Ist in diesem Falle der junge Mensch oder, besser gesagt, sind dessen Führer, Eltern oder Vormund die Urheber des Unglücks, so gibt es aber auch noch für den erwachsenen Mann, der bis dahin gut geführt und glücklich gegangen, Möglichkeiten, die ihn ins Elend führen, indem hier aber auch nicht immer der Unglückliche selbst sein Elend verschuldet zu haben braucht, wo vielmehr äußere Verhältnisse verhängnisvoll geworden sein können. Hiermit meinen wir jene häufigen Fälle, wo Krankheit wütet, wo die Zeiten sich ändern, große industrielle und handwerkliche Betriebe eine Stockung erfahren, z. B. nicht selten kommt es auch vor, daß durch Änderungen der Produktionsprozesse, Einführung von Maschinen usw. Arbeiter überflüssig oder unbrauchbar und trotz langjährig gewohnter Tätigkeit genötigt werden, mitten im Leben oder gar in spätern Tagen den so gefährlichen Schritt des Berufswechsels zu betreten.

Über all diese Dinge wollen wir uns in dieser Schrift weiter auslassen. Dem Erfahrenen wird es nicht an guten Beispielen fehlen, wie auch nicht an gutem Willen, einen Weg zu finden, der für alle oder doch für eine überwiegende Mehrzahl derer, die sich im Leben festgerannt haben, gangbar ist und zu glücklichern Lagen von neuem zu führen vermag. Eine solche Abhilfe aber scheint uns das von uns schon mehrfach berührte „Arbeitshaus ohne Zwang" zu sein, von dessen Art und Möglichkeit wir ebenfalls zu berichten gedenken. Ein treffliches Beispiel zur Überfüllungsfrage, welche im engsten Zusammenhange mit der Arbeitslosigkeit steht, liefert der große Unwille, der jene ältern Angestellten in der Beamtenwelt verfolgt, die sich trotz ihrer pensionsfähigen Jahre nicht verabschieden, um nach unten Platz zu machen. Sie haben ja gewiß lange genug das mit

den Jahren gesteigerte Salär genossen und können sicherlich mit dem Ruhegehalt zufrieden sein, das ihnen von den Kollegen gegönnt wird; sie sind besser in der Gegenwart dran wie ihre Nachfolger, die sich oft mit Durchhungern und großen Mühseligkeiten heraufarbeiten und dabei in der Kraftblüte ihres Schaffens stehen, doch mit ungeduldiger Freude ein Heraufrücken herbeisehnen, um in den meisten Fällen überhaupt einigemaßen anständig leben zu können — erst dann! Wie oft wünschen diese Nachfolger ihren Vorgängern, wenn sie auf ihrem Posten sozusagen kleben bleiben, alles mögliche, sogar den Tod, damit sie abgesägt werden. Man sollte meinen, daß solche Beamten, die das gewiß an allem selbst merken und empfinden, Einsicht hätten, sich sagten, daß sie die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit längst überschritten und ihr Weggang eine soziale Tat für viele bedeutet, die kläglicher ihr Leben fristen müssen als sie, wenn sie nur eine bescheidene Pension bekämen, aber auch für sie selbst, da sie doch meistens in den Jahren abgearbeitet sind. Angesichts der allgemeinen Überfüllung wäre eine frühzeitigere Zwangspensionierung sehr am Platze, wenn man keine Einsicht zum freiwilligen Abgange hat. Es kann nicht oft genug wiederholt werden, daß die Regelung auch in dieser Sache eine soziale Verbesserung in vielen Kreisen bedeutet; denn wie oft müssen gezwungenermaßen junge Beamte mit dem Heiraten warten, bis ein Vorwärtsrücken durch die Pensionierung oder den Tod der Vorgänger möglich ist. Wenn auf diese Weise im allgemeinen zur Aufbesserung der Kämpfer um Existenz gesprochen wird, so möge speziell hier eingehender zugunsten der noch ärmern Arbeitswilligen geredet sein. Die Arbeitsscheuen strafen sich selbst am härtesten, und für diese sind Anstalten vorhanden, meistens ist ihre Zukunft: Schloß und Riegel; und hier soll von dem Sprichwort ausgegangen werden: „Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen." Darum möge hier die Großmacht des Willens, der Freiwilligkeit angerufen und erweckt werden; dann kann vieles gerettet und zum Guten geleitet werden. Wolle Gott uns seinen erbetenen Segen dazu verleihen!

II. Ausrüstung zum Kampf um das tägliche Brot

„In den Ozean schifft mit tausend Masten der Jüngling,
Still auf gerettetem Kahne treibt in den Hafen der Greis."

Wohl dem, des Leben hierdurch beschrieben ist, und auf den nicht besser der Spruch paßt:

„Wer früh nicht, was er sollte, tat,
Des Hoffnung wird zunichte."

In unsern Tagen ist es ein weit verbreiteter Wahn der Eltern, die Kinder könnten nur dann untergebracht werden, wenn sie „studiert" hätten. Vielfach steht im Hintergrunde dieses Glaubens der Begriff der Bildung. Als ob wahrhafte Herzensbildung von der Menge der Studien ihren Ursprung nähme und abhinge, als ob nicht ein studiertes Proletariat bestünde, dessen Sitten diejenigen unerzogener Straßenjungen noch überschreiten! Man denke an die oft beklagte Aufführung unserer Studenten. Und als ob es keine Handwerker gäbe, die an Vornehmheit des Auftretens vor niemand zurückzustehen brauchen. Im Gegenteil! Wir wollen nun sehen, wie eben jenes studierende Proletariat zustande kommt.

Gar oft aber auch leben die Eltern in dem Glauben, es sei für das Fortkommen des Sohnes vorteilhafter, wenn derselbe wenigstens sechs Gymnasialklassen hindurchgetrieben würde, d. h. das „Einjährige" gemacht hätte. Wir werden auch sehen, wie diese: Glaube vom Übel ist. Zunächst aber möchten wir folgendes betonen:

Das Stiefkind einer solchen Lebensanschauung ist das Handwerk, dem dadurch geeigneter Nachwuchs entzogen wird. Ganz abgesehen aber davon, daß der junge Handwerker in kürzerer Zeit die Berechtigung zum einjährigen Dienst erlangen kann, denn eine Handwerkslehre dauert im Durchschnitt drei Jahre, wird in

den meisten Fällen der Lehrling auch schon mit einem kleinen Sold dotiert, der den Eltern manches Gymnasiasten willkommen wäre! Sodann bietet der Handwerkerstand in seiner heutigen Geschlossenheit seinen Meistern eine durchaus gute und sichere Existenz. Und die Organisation der Handwerkerverbände hat vielleicht noch eine bessere Zukunft, als sie jetzt schon von Erfolg reichlich gesegnet ist.

Und nun das Gegenbild, das Massenstudium. Daß es sehr wenige junge Menschen gibt, die wirkliche Veranlagung zu einem Studium besitzen, ist wohl klar; und in welchem Verhältnis steht dazu die Tatsache, daß die Gymnasien, die Universitäten von Schülern überfüllt sind, die auf diesen Anstalten einfach gar nichts verloren haben. Da sieht man in den Zimmern der Gymnasien die unglücklichen Gesichter unger Burschen; wie ungesund ist nicht diese Luft. Wie gerne würde mancher dieser jungen Leute zur Werkstätte wandern, wie glücklich würden sie in der Ausübung eines praktischen Berufs aufgehen, nun aber werden sie zum Studium getrieben und empfinden es als Qual; die Quäler sind natürlich die Lehrer, und nicht zuletzt die Eltern. Die Achtung vor den Vorgesetzten wird immer geringer, Ungehorsam gesellt sich bald zu dem Mißmut und Müßiggang; der Flegel ist fertig.

Das Einjährige kommt, die Glücklichen erhalten ihr Berechtigungszeugnis, und wiederum steht man vor einer Wegkreuzung. Der kleinere Teil biegt vom Studium ab und wendet sich praktischen Berufen zu. Wer aber da glauben möchte, daß die sechs erzwungenen Jahre ungewünschten Schulbetriebs diese jungen Menschen „gebildet" hätten, der dürfte wohl im Irrtum sein. Schulbildung hat der junge Mensch ja, aber auch eine große Abneigung zu jeder ernsten praktischen Betätigung. Viele Lehrlinge „mit dem Einjährigen" sind bekanntlich nicht die besten, und nur eine besonders strenge Hand kann aus ihnen ernste Menschen machen. Das aber ist schwer, weil diese Jünglinge bereits den Dünkel aller Halbstudierten oder, wie man auch sagen kann, „Halbgebildeten" gefaßt haben.

Aber viele Eltern wollen mehr. Der Sohn soll wirklich studieren, d. h. ein Abiturientenexamen soll er ablegen. Der Junge wird also

noch drei Jahre weiter gepeinigt, bis er endlich leider — in den meisten Fällen — denn auch tatsächlich das Reifezeugnis erlangt. Und nun das Studium. Wer sich auf den heutigen Hochschulen gründlich umsieht, wird bald merken, daß hier eigentlich diese Jugend nicht hingehört und mangels Interesse an dem Studium auf gänzlich falsche Bahnen gelangt. Man denke nur an gewisses Verbindungswesen mit seinem ganzen Troß von Unfug und Unsitten. Gerade diese Einrichtungen verpflichten die sogenannten aktiven Studenten zur Vergeudung mancher, namentlich der ersten Semester. Und dann droht die Zeit des Examens; sie wird als drohend empfunden. Schnell wird nun die notwendige Arbeit zusammengehauen, zum mündlichen Examen wird gepaukt mit einer Ausdauer, die dem Stumpfsinn ganz und gar eignet, und endlich glückt auch einmal das Examen. Wer glaubt nun wohl, daß ein solches Studium den Menschen „bilden" könnte! Und Leute solchen Bildungsganges, Menschen so vergeudeter Jugend erziehen unsere Kinder! Die Eltern wissen genug davon zu erzählen. Nun aber die wichtige Frage: Was soll der Staat mit diesen Menschen anfangen, wie sieht es überhaupt mit den Aussichten eines studierten jungen Mannes? Der Philologe muß noch zwei Jahre unbesoldet an einem Gymnasium praktizieren und kann dann, wie die Dinge heute stehen, 5 bis 8 Jahre auf eine Oberlehrerstelle warten. Und die Juristen und Mediziner? Jedermann weiß um deren Not Bescheid. Und die Chemiker? Wie viele Doktoren der Chemie werden nicht in unsern heutigen Großbetrieben mit einem Monatsgehalt von 50 bis 70 ℳ beschäftigt! Es herrscht einfach an unsern Universitäten eine nie dagewesene unselige Überproduktion. Das studierte Proletariat liegt buchstäblich — jedermann kann sich in den großen Universitätsstädten davon überzeugen — auf der Straße. Dahin führte der Wahn der Eltern.

Von wahrer „Bildung" kann natürlich bei diesen Leuten gar keine Rede sein. Wann sollten diese jungen Herrschaften sich solche angeeignet haben? Etwa auf dem Gymnasium, wo sie allen Geist verbrauchten, um über Täuschungsmittel nachzusinnen, und endlich alle Schlau-

heit, um da, wo der Raffinierteste nicht mehr täuschen konnte, halbwegs genügende Kenntnisse aufzubringen? Ein Interesse an den Dingen des Unterrichts ist doch so selten.

Oder ist etwa im Ernst an hohe Bildung auf Kneipen oder auf Paukböden zu denken? Oder möchte jemand wohl glauben, Examenspaukerei „bilde" den Menschen? Es ist wahr, kein Mensch hat das Glück, lange Jahre hindurch nur auf die Bildung seines innern Menschen hinarbeiten zu können! Aber es ist ebenso wahr, daß dieser vornehmste Zweck eines Studiums in den allerseltensten Fällen überhaupt nur ins Auge gefaßt wird. Solche jungen Männer aber — und das ist wiederum charakteristisch — ziehen sich bewußt, und meist mit dem Gefühl des Ekels, von allem studentischen Leben zurück!

Wo aber blieb unterdes der gleichaltrige Handwerker? Wie ganz anders sind die Aussichten auf ein Fortkommen für ihn. Er gehört, wie wir schon oben streiften, einer geschlossenen, fest organisierten Gesellschaft an. Seine Verbände suchen den Handwerker vor den Krisen und Konjunkturschwankungen zu schützen. Auch in andern Berufen ist der Handwerker eine gesuchte Kraft. Der Stand der Architekten und Ingenieure empfängt den tüchtigen Handwerker mit offenen Armen, und manche Behörde sucht den Handwerker zu ihren Beamtenstellen. Und wie oft lesen wir es nicht, daß sich gerade ein Handwerker infolge seines nur ihm möglichen tiefen, sachlichen Verständnisses zum Vorsteher und Leiter großer industrieller Unternehmungen emporarbeitete. Und welche Aussichten bieten diesem Stande nicht gerade auch die Fortschritte der Technik! Die Riesenfabriken, z. B. der Verkehrsmittel, bedürfen immer mehr des tüchtigen Handwerkers. Man denke an die Werkstätten der Eisen- und elektrischen Bahnen, der Automobile und besonders der Luftschiffe.

Während also der studierte junge Mann mit seinem Examen und seinem ganzen Dünkel verzweifelt auf eine Lebensstellung wartet, hat der ehemalige Handwerkerlehrling seine Gesellenprüfung bestanden, den Meistertitel erarbeitet. Das aber sind Examina, die ihm einen kräftigen Verdienst zu schaffen ermöglichen. Und was

nicht weniger ist, dieser junge Mann hat sein Leben lang mit Interesse und Zielbewußtsein und ehrlich gearbeitet, ist ein ernster und brauchbarer Mensch geworden, und braucht nicht von der Einbildung einer Bildung ein Selbstbewußtsein herzuleiten.

Und der Mann mit dem akademischen Examen, aber ohne Anstellung, steht vor dem Nichts. — — —

Aber man wird uns mit Recht entgegenhalten, daß wir nicht nur Akademiker in unsern Obdachlosenasylen beherbergen. Nicht allein also in der Wahl des Berufs liegt der Grund des Elendes der Arbeitslosigkeit, sondern ein großer Teil verunglückter Bürger hatte sich hoch emporgearbeitet auf dem einmal betretenen Weg, bis ihn ein jäher Fall vor das Nichts brachte. Und es ist auch bei weitem nicht immer der Fall, daß die Unglücklichen ihre Lage selbst verschuldet haben. Wenn die Arbeitslosen nur Faulenzer wären, dann würde allerdings mit einer Straf- oder Zwangsanstalt das ganze Problem erledigt sein. Aber wir haben schon an anderer Stelle darauf hingewiesen, daß man sehr unterscheiden muß zwischen Arbeitswilligen und Arbeitsscheuen. Und die Arbeitswilligen hinwiederum zerfallen in zwei weitere Gruppen, in die der Arbeitsfähigen und Arbeitsunfähigen.

Wir müssen uns also wohl vorhalten, daß es fleißige, tüchtige Menschen gibt, die die Arbeit nicht freiwillig niederlegten, für die im Gegenteil ihr Zustand der Arbeitslosigkeit nicht nur eine rein finanzielle Notlage, sondern auch eine seelische Qual bedeutet! Und für diese Klasse ist doch jede Zwangs- oder gar Strafanstalt ein ungerechtes Sibirien. Gerade diese Klasse von Unglücklichen ist es, für die in erster Linie gesorgt werden muß. Denn es handelt sich hier um gutes Material unserer Nation. Daß aber diese Unglücklichen nach Hunderttausenden zählen — in Deutschland allein — muß uns entschieden zu denken geben.

Man möchte fragen: Woher solches Elend? Und da erzählen die Akten eines Obdachlosenasyls bunte Geschichten, und wir geben gerne ein schwaches Abbild der bunten Wirklichkeit.

Da ist vor allen Dingen die Krankheit die Wurzel unzähliger Unglücks. Was soll der Anstreicher machen, den die in diesem Gewerbe übliche Bleivergiftung von seinem Handwerke gebieterisch abhält? Den Steinmetz überkommt in den meisten Fällen nach einer gewissen Zahl von Arbeitsjahren ein heftiges Lungenleiden und verbietet ihm, seinen Lebensunterhalt in seinem Beruf zu verdienen. Wie kurz bemessen ist die Zeit, die der Bergarbeiter in seinem Fache tätig sein kann! Und all die Berufe, die eine sitzende Lebensweise diktieren, die den Menschen zum Patienten machen, dem der Arzt verbietet, das bisherige Leben fortzusetzen! Was soll der Maurermeister beginnen, der den Durchzug auf seinem Arbeitsplatz nicht mehr aushalten kann, was der Maschinenarbeiter, dem die Nerven den Dienst versagen?

Und zur Krankheit gesellt sich das Unglück. Wenn der Arbeiter durch irgendeinen Zufall auch nur eines wichtigen Körpergliedes beraubt wird, was soll er tun? Sind doch seine gesunden Glieder sein ganzes und einziges Arbeitskapital. Er ist untauglich, seinen alten Platz auszufüllen, und steht ohne die geringste ernstliche Hilfe — vor dem Nichts.

Ein dritter Punkt: die veränderten Verhältnisse unserer heutigen Zeit, des Zeitalters der Maschine. Man darf sich nicht täuschen lassen, wenn man das Heer der Fabrikarbeiter sieht. Man muß hineingehen in die Säle der Industrie, man muß einer Maschine zusehen, welche ungeheure Arbeit sie leistet, während sie von kaum drei Menschen bedient zu werden braucht. Man muß sich vorhalten, daß sie in einem Tage eine Arbeit leistet, an deren Ertrag sonst vielleicht hundert kräftige Fäuste verdienstvoll gewirkt hätten. Diese 50 Männer aber sind durch die Maschine überflüssig geworden. Man muß wohl den Riesenflug der modernen Technik bewundern, aber sie hat auch Millionen Arbeitsfreudigen die Existenz geraubt! Die Maschine ist augenblicklich der grimmigste Feind des Handwerks.

Wie den Handwerker die Maschine, so hetzt den handeltreibenden Bürger das große Geschäftshaus. Auch hier darf man nicht

zufrieden sein, wenn man nach dem Ladenschluß die schwarze Menge der Angestellten den schlichten eisernen Toren entsprudeln sieht. Auch hier muß man in die Straßen gehen, wo einst fröhliches Leben gelacht hat, wo jetzt aber der traurige Anblick stiller, verlassener kleiner Kaufläden uns entgegengähnt. So hat in den letzten Jahren denn der Großbetrieb dem kleinen Manne enorm geschadet und bedräut ihn noch jetzt. Hierzu gesellen sich noch der Haß, Neid, die Rache, der Wucher und die Verleumdung der Konkurrenz und der Mitmenschen, sogar der Freunde und Verwandten. Und so leben wir *heute in der Zeit eines Kampfes um Arbeit*, wie er blutiger noch nicht geführt worden ist. Eine große Menge von Eltern sieht sich gezwungen, ihre eignen Kinder im zartesten Alter bereits zu anstrengenden Handleistungen zu zwingen. „Kinderelend" der verschiedensten Art, zur Ausbeutung des Bettelns (Verstümmelungen, um Mitleid zu erregen), Stehlens und Verkaufens von Waren, Ansichtskarten usw. an Straßen und Gassen sowie in Wirtschaften. Man sehe nur in den Abendstunden zwischen 10 und 12 Uhr einmal, wie fünf- bis zehnjährige Knaben und Mädchen in den Mülleimern herumwühlen, um allerhand Gegenstände herauszuscharren, und wie die Kleinen dann die schwere Last bang und hungrig nach Hause schleppen! Was sollen diese abgeplagten Kinder tagsüber in der Schule leisten, wo der Grundstein zum ganzen Leben gelegt werden soll? wo manche zum großen Staunen des unbefangenen Lehrers vor Schwäche zusammenbrechen! Das Lehrpersonal hat seine liebe Last mit ihnen im Unterricht. Und was sollen diese Kinder, wenn sie der Schule entlassen sind, für einen Beruf ergreifen, wenn die Eltern aus Not oder gar aus sträflichem Eigennutz die Kinder weiter zu ähnlichen Arbeitsleistungen zwingen Das gibt nur kranke, schwache Menschen ohne Kenntnisse, ohne jede Fertigkeit, die niemals imstande sind, sich eine halbwegs gesunde Existenz zu verschaffen.

Und auch in den Bürgerkreisen sieht es oft nicht besser aus. Da wird der Sohn gezwungen, in das elterliche Geschäft einzutreten, und wenn die Eltern sterben und der junge Mann nun schaffens-

freudig seinen Laden bedient, ist er Besitzer eines Opfers der Großindustrie. Auch dieser junge Mann ist nie imstande, nun in einen lebensfähigen Großbetrieb einzuspringen — und auch dieser Mann steht vor einem Nichts.

Die Auswege aus diesen unglücklichen Lagen sind schwer und selten. Die Industrie raubt viel mehr Existenzen, als sie verschaffen kann. Man bedenke z. B. folgendes: Es wird unterschieden zwischen ungelernten, gelernten und angelernten Arbeitern. Die ungelernten werden eben als bloße Handlanger benutzt, sind eine Art wanderndes Kapital. Die gelernten sind die Handwerker im Betrieb, die Meister, deren natürlich eine große Fabrik nur ganz wenige nötig hat. Die angelernten Arbeiter sind auf irgendeine Art von Maschinen, die sie gerade zu bedienen haben, mehr oder weniger eindressiert. Und nun einige Zahlen:

In der Berliner Maschinenfabrik und Industrie standen vor kurzer Zeit im Alter von 20 bis 25 Jahren rund 80 000 angelernte Arbeiter, rund 40 000 ungelernte; von 40 bis 60 Jahren ist die Anzahl der ungelernten bereits gleich der der angelernten Arbeiter; die Zahl der ungelernten Arbeiter steigt also!

Und der Ausweg für den kleinen Geschäftsmann, den der Großbetrieb ruiniert hat, ist ebenso schwer. Ihm steht das Heer der weiblichen Arbeiter verdrängend im Wege. Auch diese kann man angelernte Arbeiter nennen, die irgendeine Warenabteilung oder eine Schreibmaschine bedienen. Ein heutiger Detaillist ist in einem Großbetrieb nicht zu gebrauchen. Und selbst wenn ein Angestellter eines großen Hauses das Unglück hat, einer heftigern Krankheit länger zu unterliegen, wie selten sind da die Fälle, daß seine Firma ihn für die Zeit seiner Genesung hochzuhalten willens ist. Will nun der Rekonvaleszent, nachdem er vielleicht hoch überschuldet ist, wieder an seinen Posten, so findet er ihn längst besetzt; er ist überzählig geworden. Und jedermann weiß, daß die Nachfrage bedeutend größer ist als das Angebot nach kaufmännischer Anstellung. Und wenn unser Rekonvaleszent kein

großes Glück hat, so hat auch ihn sein Geschick trotz seiner Anstellungsfähigkeit im Großbetrieb brotlos gemacht, vor das Nichts gestellt!

Was aber soll nun so ein unglücklicher Mann beginnen, der auf seinen alten Posten nicht wieder zurück kann, den eine Krankheit so schwer mitgenommen, daß er einen andern Weg ziehen muß, daß er vor dem Berufswechsel steht? Das ist ein furchtbares Wort. Und dieses Wort enthält eine Forderung, die erschreckend häufig gestellt wird. Wir zählten ja oben schon so viele Möglichkeiten auf, und in der Tat kann jedermann eines jeden Standes untauglich werden zu dem Beruf, dem er bisher angehörte. Und wie oft kommen verzweifelte Menschen zu den verschiedensten Bureaus und fragen hundertmal, ob sie nicht irgendwo anders ein Unterkommen finden könnten, gleich wo, wenn nur ihre Gesundheit standhielte, wenn sie nur ihr Brot verdienen könnten. Aber diesen Unglücklichen weiß man heute in hundert Fällen nicht zweimal einen Rat zu geben, geschweige denn Hilfe zu bieten. Welcher Bureaubetrieb nimmt einen Buchbinder in die Lehre, der seine Maschine nicht mehr bedienen darf infolge irgendeiner körperlichen Gebrechlichkeit? Aber was ist mit einer Lehre getan? Der Mann muß doch verdienen, muß gleich verdienen, und hat doch nur seinen Beruf, nur sein Handwerk gelernt, weiter zum Leben nichts! In welche furchtbare Lage wird ein solcher Mann nicht durch die kurze Aufforderung des Arztes versetzt, er soll den Beruf wechseln. In welch mißlicher Lage befindet sich z. B. ein Anstreicher, der sich, wie wir oben schon bemerkten, so leicht eine Bleivergiftung zuziehen kann. Ein solcher Mann ist unter den heutigen Verhältnissen völlig ruiniert. Niemand kann mit ihm etwas anfangen. Und so wird es verständlich, wie Hunderte von ehrlichen, biedern Bürgern, man möchte sagen: von heute auf morgen, an den Bettelstab gebracht werden. Und das sind meistens Männer mit Weib und Kind, oft Väter großer Familien, und so stürzen hunderte Familien mit ins Unglück. Ist es nicht furchtbar, daß wir uns sagen müssen: für solche Fälle gibt es im Bereich unzähliger Daseinsmöglichkeiten nicht einen einzigen Rettungsweg, der auch nur die geringste Sicherheit bieten könnte!

Und selbst den fest Angestellten droht manche Gefahr, sogar da, wo man sie gar nicht vermuten sollte, in Einrichtungen, die von den Angestellten selbst oft beliebt sind, weil sie ihnen nämlich Gelegenheit geben, ihr Einkommen erheblich zu vergrößern. Wir meinen die Überstundenarbeit. Gewiß ist in Zeiten erhöhten Geschäftsbetriebs vorübergehend die Überstundenarbeit unbedingt notwendig, weil eben Arbeiten sich häufen, die nur von Leuten versehen werden können, die den Betrieb von innen und außen kennen; auch ist nicht zu verkennen, daß die Überstundenarbeit, wenn sie freiwillig ist, den Ehrgeiz, den Fleiß und die Tatkraft fördern kann. Und es ist doch gewiß besonders den weniger gut Dotierten eine erhöhte Einnahme eine höchst willkommene Sache. Aber es gibt auch eine Kehrseite. Die Arbeiter verbrauchen zunächst ihre Kräfte zu unwirtschaftlich, da ja ihre Ruhezeit gewalttätig verkürzt wird. Sie können unmöglich am Morgen die Frische haben, die ihnen bei ausgeruhten Kräften eignet. Sie kommen in jenen Zustand der Ermüdung, wo die gereizten Nerven ungesund, schnell und wuchtig arbeiten. Aber man darf sich durch diese Steigerung der Leistungsfähigkeit nicht täuschen lassen, im Gegenteil, wenn man genauer zusieht, geschehen alle Handlungen der Leute in diesen Wochen immer unter dem offensichtlichen Ausdruck einer Nervosität, und sehr schnell kann man bemerken, wie sich der zweite Zustand der Ermüdung, die sogenannte Übermüdung, einstellt. Die Leistungen laufen langsamer ab, haben geringern Wert, der Körper des Arbeitenden verliert zusehends an Kraft. Und wenn das Überarbeiten nicht bald ein Ende nimmt, wird er unfähig, seinen Posten zu bedienen, und seine Existenz ist bedroht!

Auf der andern Seite aber hat der Arbeitgeber, der auf so unverantwortliche Weise seinen Angestellten bis zum Ruin ausnutzt, durch dieselbe Handlungsweise viele ruhende Arbeitskräfte um die Gelegenheit eines Verdienstes gebracht. Man bedenke nur, wie viel die Arbeitsnachweise unterstützt würden, wenn sie zur Zeit der Hochflut in Industriebetrieben nach den verschiedenen Punkten hin wenigstens vorübergehende Aushilfe senden könnten. Wie viel Elend

könnte dadurch schon gelindert werden! So aber gleichen jene industriellen Betriebe einer kurzen Straße, die zum Ruin aller, die auf ihr wandern — und das sind die überangestrengten Angestellten — mit tödlicher Sicherheit hinführt. Zu beiden Seiten dieser verhängnisvollen Passage aber stehen wutknirschend ausgehungerte Menschen mit der Sehnsucht nach Tätigkeit in der Brust!

Sie dürfen und können nicht arbeiten, sie müssen sehen, ob sie ein Almosen irgendwo bekommen.

Ja, Almosengeben — lindert es denn segenbringend das Elend der Arbeitslosen — selbst wenn sie wandern von einem Ort zum andern? Darüber berichtet das 4. Heft 1914 der Monatsschrift „Der Wanderer" durch diese sehr beachtenswerten Zeilen:

„Warum sollen Sie, lieber Leser, dem Wanderer nichts geben?

1. Weil Ihre Gabe stets zu klein ist, um dem Wanderer gründlich zu helfen.

2. Weil jede Gabe, die ohne die Gegenleistung einer Arbeit verabreicht wird, den Menschen herabwürdigt. Denn sie erzieht zu dem Bewußtsein, daß es zum Leben nur einer kühnen Phantasie und des Geschicks, Mitleid zu erregen, bedarf. Damit wird die Trägheit gefördert. Damit wird die Lüge belohnt. Und weil das meiste Geld, was die Bettler erhalten, zum Schnapswirt wandert, wird der Wanderarme durch die Gaben nur noch tiefer ins Alkoholelend hineingestoßen, das sein moralischer, sozialer und religiöser Ruin ist.

Geben Sie Schuhe, sie werden vielfach versetzt; von Kleidung, Strümpfen, Brot, das nicht an der Türe gegessen wird, gilt dasselbe. Schenken Sie Essen, so fördert auch dies die Trägheit.

3. Weil auf Grund eines tadellosen Nachrichtendienstes durch Geheimzeichen oder durch Geberverzeichnisse, welche von Schnapswirten verkauft werden, immer neue Wanderer den Weg zu Ihnen finden, Sie überlaufen und Ihre persönliche Sicherheit gefährden.

4. Weil Sie infolge schlechter Erfahrungen mit einigen Wanderern die Freude am Geben verlieren. Sie können den Unschuldigen nicht vom Schuldigen unterscheiden. Es gibt aber eine ganze

Reihe Wanderarme, die, rechtzeitig unterstützt, von der schiefen Bahn des Lasters bewahrt werden."

Welche Einrichtungen gibt es nun für diese unsere Schmerzenskinder? Da wird man zunächst an den Arbeiterschutz denken. Diese Einrichtung nahm ihren Ursprung aus der Verhütung von Unfällen; insbesondere haben die Parlamente das Verdienst, durch Arbeiterschutzgesetze Leben und Gesundheit der Arbeiter vor gröblichster Ausnutzung geschützt zu haben. Nach und nach gingen Fabriken dazu über, eigne Wohlfahrtseinrichtungen auch freiwillig zu schaffen. Trotzdem aber genügt dieser Arbeiterschutz nicht annähernd in der heutigen Arbeitslosenkrisis!

Man möchte weiter denken an die vielen Versicherungen; aber sie alle bedeuten in Wahrheit nur einen Tropfen auf einem heißen Stein! So mag unter all den andern auch die Reichsarbeitslosenversicherung, welche früher oder später doch einmal kommen muß, unbedingt wohl eine löbliche Einrichtung sein; allein, wie schon jetzt die Versicherungsanstalten Siechenhäuser, Hospitäler, Krüppelheime, Altersversorgungsheime, Alkoholentwöhnungsanstalten, Lungenheilanstalten, Genesungshäuser und ähnliche Institute errichten oder unterstützen müssen, so wird auch die demnächstige Reichsarbeitslosenversicherung ähnliche Mittel sicherlich ergreifen müssen, und zwar vornehmlich in der Unterstützung oder in der Errichtung von „Arbeitshäusern ohne Zwang". Denn eine Unterstützung ist im Prinzip für den Arbeitslosen das vollständig falsche Mittel. Den Arbeitsunwilligen unterstützt sie im Müßiggang, dem Arbeitswilligen ist es eine beunruhigende Qual, denn er will eben keine Unterstützung; sein Übel kann keine Versicherung auslöschen, dieser Mann will eben arbeiten, will verdienen!

Man wird weiter an die Notstandsarbeiten der Städte denken. Aber abgesehen davon, daß hier nur für Tage, höchstens für Wochen einmal geholfen ist, zeigen gerade die Notstandsarbeiten so recht die Arbeiternot. Auch bei ihnen kann man sagen: „Was ist das unter so vielen?" Und das ist nicht zu vergessen, nur wenige sind rein körperlich in der Lage, diese Arbeiten zu leisten!

Und der Arbeitsnachweis? Auch er bemüht sich nach Kräften; seine Absichten sind gesund und wollen das beste Almosen, nämlich Arbeit, spenden. Aber auch seine Tätigkeit, oder was dasselbe ist, seine Unzulänglichkeit kann nur mit schrecklicher Deutlichkeit die Arbeiternot unserer Tage beleuchten.

Dieses Elend hat also auf allen Gebieten des Lebens mit furchtbarer Reichlichkeit strömende Quellen, aber es sind wahrhaftig nur Tintenwischer, die die Überschwemmung zu hindern versuchen. Und doch würde man unrecht tun, wenn man glaubte, unser geordnetes Staatswesen habe keine Maßregel gegen das Unglück, welches einmal da ist.

Da könnte man z. B. die Polizeiaufsicht erwähnen, die, anstatt eine Wohltat zu sein, Arbeitsucher und -geber kopfscheu und unwillig macht.

Ferner redet man von einer Heranziehung der säumigen Nährpflichtigen; allerdings ein Segen. Aber wir haben auch schon gesagt, daß man unterscheiden muß zwischen arbeitswilligen und -unwilligen Arbeitslosen. Wäre Arbeit da, so wäre die Maßnahme gegen die willigen Nährpflichtigen überflüssig. Diese Maßnahme trifft also gar nicht ins Schwarze.

Ja sogar ein Sparzwang[1]) geht am Horizont der innerpolitischen Ära auf, wahrlich eine schöne Einrichtung für Arbeiter, die in der Lage sind, sich unter diesen Zwang stellen zu können! Für unser Problem, „Beschaffung von Arbeitsgelegenheit", kommt eine derartige Idee wohl überhaupt nicht in Betracht!

In der frühern Zeit mag es mit dem Sparen der Arbeiter wohl gegangen haben, nie kann dies aber ausreichend gewesen sein. Auch heute kann es in denjenigen Industriegegenden vorkommen, die ländliche Umgebung haben, dort kann der Arbeiter sein Feld, seinen Garten bestellen und eventuell sein Vieh halten; dieses bringt ihm vieles für den Haushalt ein, was er an Geld sonst zu verausgaben hätte und auf diese Weise sparen kann. Aber in der Gegenwart kann der Arbeiter nichts zurücklegen; denn alles ist teurer geworden, die Miete sogar in einzelnen Städten bis zu 53 Prozent; die Sorge

[1]) Siehe Anmerkung S. 55.

um Kleinwohnungen vermehrt sich, und kinderreiche Familien erhalten schwerlich ein billiges Unterkommen. Die Nahrungsmittel, Kleider und Lebensnotwendigkeiten kosten das Doppelte gegen Vorzeiten. Die Arbeiter sind nicht stärker geworden, bedürfen aber mehr wie jemals einer gesunden, kräftigen Nahrung, die Verkehrsverhältnisse sind eben wie die Arbeit ganz andere mit der Zeit geworden. Man will und muß für die Erziehung und Ausbildung der Familienmitglieder mehr anlegen. So kommt es, daß von einem großzügigen Sparen keine Rede sein kann. Ebenso zu verwerfen ist die überhandgenommene Vergnügungssucht mit ihren Folgen: Schuldenmachen und Borgen, wenn man auch gern eine Ausspannung den Arbeitern mit der Familie gönnt.

Zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit hat man Arbeiterkolonien, Wanderarbeitsstätten und Obdachlosenasyle errichtet. Diese sind für einen augenblicklichen Halt wohl gute und segensreiche Einrichtungen, allein sie füttern und lagern Menschenkräfte, die angepaßte Beschäftigungen haben möchten. Wohl beschäftigt man die Insassen in jenen Anstalten mit Holzhacken, Steinkleinschlag, Schreibstubenarbeiten, Landwirtschaft, einzeln fängt man an mit der Melioration der Ödländereien, auch legte man Krautfabriken an, Holzschuhanfertigung und Gelegenheitsarbeiten führt man aus; aber wie viele Handgeschicklichkeit verödet dort, die nach langen mühsamen Lehrjahren aufgebaut ist, diese Talente vergraben sich durch den langen Aufenthalt dort, der Wanderer kommt ans Wandern, liegt auf der Landstraße, fern vom Arbeitsmarkt, bleibt stets Gast solcher Anstalten, ein Emporschwingen aus eigner Kraft ist fast unmöglich. Für diese Menschen ist von der Caritas noch nichts Praktisches und Durchgreifendes getan, und so ist das Arbeitshaus ohne Zwang als Wohlfahrtsanstalt für den einzelnen, die Familie, Vereine, Kirche und Staat willkommen.

Aber die Heimarbeit ist doch noch ein Ausweg, so könnte man einwenden. Aber das muß man auch genau untersuchen.

Gewiß, man kann sich viele angenehme Dinge bei diesem Worte denken. Ein Bild stillen Glückes kann man sich vor glücksuchenden

Augen entrollen. Und in der Tat hat man früher in der Heimarbeit eine ausgezeichnete Einrichtung sehen zu können geglaubt. Können doch hier alle Familienangehörigen im stillen, friedlichen Heim in großer Eintracht und in denkbarer Freiheit am gewerblichen Leben verdienstvoll sich beteiligen. Es braucht der Vater nicht in dumpfigen Fabrikräumen seine Gesundheit aufs Spiel zu setzen, dem Heldentod des Arbeiters für Weib und Kind entgegenzugehen. Die Mutter braucht den Säugling nicht zu verlassen, kann in guter Luft leben und doch mit am Verdienst arbeiten. Und auch die Kinder brauchen ihre jungen Glieder nicht in der ungesunden Luft der Betriebshalle systematisch zu verbrauchen. Aber die Kehrseite vernichtet auch hier wieder gänzlich das schöne Bild. Wenn man die Familienstuben der Heimarbeiter eingehender studiert, starrt einem gerade hier das grausigste Elend entgegen. Auf die hier herrschenden Zustände hat eine Heimarbeitsausstellung zu Berlin im Jahre 1906 ein grelles Licht geworfen, und seitdem kommen tagtäglich immer neue unhaltbare Zustände ans Licht. Und man war auch nicht untätig. Man sprach bei der Regierung von einem Hausarbeitsgesetz, und wirklich wurde Berlin der Versammlungsplatz für Heimarbeiter unseres Vaterlandes. Man hatte sie hingerufen, damit die Ärmsten dort ihre Lage auseinandersetzen und auf diese Weise ihre Bitte um Hilfe von Staats wegen recht deutlich kommentieren sollten. Und da wurde denn nun die Lage dieses Standes furchtbar ins Licht gerückt. Man hatte Gelegenheit, zu sehen, wie einzelne Heimarbeiter das Wort ergriffen, dessen sie nicht gerade sehr kundig waren; ängstlich stolpernd erschienen sie auf der Rednertribüne. Sie sagten nicht viel. Mit verlegener Gebärde zogen sie Arbeitsstücke aus der Tasche, und stockend und stotternd gaben sie den Lohn an, den der Großhändler oder der Fabrikant ihnen dafür zahlte. Und das waren erschütternde Zahlen. Aus allen Handwerksgebieten waren Vertreter am Orte. Gerber, Tapezierer, Textilarbeiter, Zigaretten- und Zigarrenmacher, Glasbläser, Holzschnitzer, Porzellangießer, Schmiede, kurz, das ganze Handwerk war vertreten. — Daß ein Tagesverdienst 1,20 *M* überschritt, kam selten vor! Dieselben Zustände wurden vor kurzem

auch in der französischen Kammer offenbar, wo man über die Pariser Heimarbeiterinnen besonders Beratung pflegte. Auch hier war ein Tagesverdienst von über 1,50 Franken ausgeschlossen. Ein gestickter Kragen, zu dessen Anfertigung man ungefähr 40 Stunden gebrauchte, wurde vom Unternehmer mit 1 Frank und 40 Centimes bezahlt! Nahezu 250 Heimarbeiterinnen verdienten 16 Centimes pro Stunde; über 350 im ganzen Jahre keine 400 Franken, und alles gewandte, erfahrene Arbeitskräfte, Heimarbeiterinnen, die mit diesem Einkommen allein dastanden, allein in dieser Weltstadt! Witwen mit Kindern teilweise! Und mit den deutschen Heimarbeitern und Heimarbeiterinnen steht es gar nicht besser. Man bedenke wohl, daß augenblicklich in Deutschland allein 300 000 Frauen Heimarbeiterinnen sind! Wie viele Kinder mögen da wohl vom zartesten Alter an mit heimarbeiten müssen!

Es ist kein Märchen, wenn oft erzählt wird, daß ganze Familien eine dumpfe Mansarde bewohnen, die gleichzeitig als Küche, Wohn- und Schlafzimmer benutzt werden muß, wo die kranke Mutter oder das kranke Kind daniederliegt, so daß nicht einmal gelüftet werden kann. Und in einem solchen Raum arbeitet auch die ganze oft zahlreiche Familie vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Und wie werden mondhelle Nächte bewillkommnet, wo man mit der Arbeit auf das vom Mond beschienene Viereck des Bodens zusammenrückt, das teure Licht zu sparen. Und wie oft dient ein „Souterrainraum", ein einziger nur, dem Aufenthalt und der Arbeit einer ganzen Familie! Hier kann so selten eine kräftige Nahrung den ärmlichen Tisch schmücken. Das sind wahrhaftig Höhlen des Elendes, Sammelplätze der furchtbarsten Krankheiten und fruchtbare Felder für den Todesengel.

Aus diesen Kammern erschütternden Menschenunglücks gehen die Produkte in die Schaukästen der glänzenden Warenpaläste. Die Nähnadeln, die unsere Frauen kaufen, hat vielleicht ein armes, über nächtlicher Arbeit halberblindetes Weib verpackt. Und die Spitzenkragen, die die stolzen Töchter unserer Gesellschaft bei lachendem Sonnenschein stolz zur Schau tragen, haben vielleicht dazu dienen

müssen, einer entsetzlich hungernden Familie ein mageres Essen zu verschaffen. Und all die tausend zierlichen kleinen Gegenstände sind vielleicht durch die Hände weinender Menschen gegangen. Und all die kostbaren Perlengewänder, die im Schein prächtiger Deckenbeleuchtung in den Salons und Foyers feenhaft glitzern, sie sind zum großen Teil aus dunklen, dumpfigen Stuben hervorgegangen, deren Bewohner in schauerlicher Anzahl nun die Blindenanstalten füllen; denn dann erst, erst wenn diese Menschen vernichtet sind, dann erst greift die Öffentlichkeit hilfreich zu!

Mit ergreifenden Worten schildert H. Brey im „Rheinischen Sonntagsblatt" die Ausstellung von Heimarbeiten, die wir oben erwähnten. Er erzählt hier ausführlich, wie die kleinen Kinder in einzelnen Zweigen der Heimindustrie sich die Fingerspitzen bis zum blutigen Aufspringen verarbeiten, und legt auch sehr richtig nahe, wie gerade diese armen Kleinen vollständig unfähig sein müßten, wenn sie am Morgen in der Schule durch ihre Aufmerksamkeit am Fundament ihres Lebens arbeiten sollen.

Besonders hat es uns interessiert, aus diesem Artikel zu erfahren, wie Ihre Majestät die Deutsche Kaiserin die erbarmungslose Sprache, die die weiten Hallen dieser Ausstellung redeten, verstanden hat. „Das ist geradezu unerhört!" schreibt Brey, habe die Kaiserin ausgerufen, und „wie kann man nur von 7 Pfennig in der Stunde in Berlin leben!" Die hohe Frau wollte nicht glauben, daß einige Arbeitsstücke Frauenhandwerk seien, aber auf die Frage wurde ihr bedeutet, daß dem doch so sei; denn Frauen arbeiteten ja billiger dieselben Stücke wie der Mann. Und der Kaiserin wurde vorgeführt, daß eine 81jährige Frau einen Stundenlohn von 1½ Pfennig verdiene; ähnliche interessanter Züge mehr enthalten die lesenswerten Artikel.

Wie merkwürdig muß angesichts solcher Tatsachen ein Bericht anmuten, den man vor wenigen Wochen in den Zeitungen einer rheinischen Stadt lesen konnte. Hier hatten die freien Gewerkschaften zusammen mit dem Sozialdemokratischen Verein eine Eingabe an die Stadtväter gerichtet mit dem dringlichen Verlangen, doch Maßnahmen zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit zu ergreifen. Die

Stadtverordneten wußten damit wenig anzufangen und verwiesen das lästige Aktenstück an ihre Baukommission und an den Armenrat. Und was war das Resultat? Was antworteten diese Körperschaften? Zurzeit sei in der Stadt eine Arbeitslosigkeit ja überhaupt gar nicht vorhanden; wozu brauchte man also eine Arbeitslosenzählung vorzunehmen? Da ferner der Deutsche Städtetag bereits die Einführung einer reichsgesetzlichen Arbeitslosenversicherung beim Reichsamt des Innern beantragt habe, so habe es doch keinen Zweck, daß man das jetzt von der Stadt aus noch einmal tue. Was aber eine Arbeitslosenversicherung angehe, so sei dieselbe überhaupt kein geeignetes Mittel in der Arbeitslosenfürsorge. Ja, es würde eine Ungerechtigkeit den nichtorganisierten Arbeitern, die ja auch in der Mehrzahl wären, gegenüber bedeuten, wenn man provisorische Zuschüsse aus der Stadtkasse den petitionierenden Verbänden gewährte. Im übrigen verführe ja die Stadt schon jahrelang nach Prinzipien einer Arbeitslosenfürsorge. Man hätte also nicht nötig, auf verschiedene andere Punkte, die die Petition enthielt, weiter einzugehen!

Demgegenüber geben wir ohne jede Kritik unsern Lesern die vorläufigen Mitteilungen des Kaiserlichen Statistischen Amtes im Reichs- und Staatsanzeiger auf Grund der Berichte für das Reichsarbeitsblatt zu bedenken. Hiernach ist die Lage des gewerblichen Arbeitsmarktes im November 1913 gegenüber dem Oktober desselben Jahres wieder verschlimmert. Gegenüber dem November 1912 ebenfalls verschlimmert. 16 größere Arbeiter-Fachverbände, die zusammen 1 780 000 Mitglieder hatten, gaben eine Aufstellung, nach der Ende November 1913 51 000 Mitglieder arbeitslos waren. Das bedeutet ungefähr 3 Prozent der gesamten Mitglieder, wogegen Ende Oktober 1913 genau 2,7 Prozent Arbeitslose gezählt worden waren.

Darf man sich da wundern, wenn im Januar dieses Jahres von Arbeitslosendemonstrationen in den Zeitungen berichtet wurde?

Wir geben, um die Zustände, die in unsern Tagen herrschen, recht deutlich und mit offenbarer Vorurteilslosigkeit zu beleuchten, einige Zahlen. So lasen wir in den Zeitungen über den Arbeits-

nachweis in Cöln: Da wurden im Monat März dieses Jahres 7542 offene Stellen gemeldet, darunter 4156 für männliche und 3396 für weibliche Personen. Dagegen meldeten sich aus der Stadt selbst und von auswärts zusammen 5562 männliche und 2449 weibliche, also im ganzen 8011 Bewerber. Durch Vermittlung der Anstalt erhielten aber nur 5689 Anstellung, darunter 3637 männliche und 2052 weibliche Personen. Wo blieben aber die 2322, denen der Arbeitsnachweis nicht helfen konnte?

In den westfälischen Wanderarbeitsstätten rechnet man mit jährlich an die 60 000 Wanderer. Nach der letzten großen Statistik konnten im vergangenen Jahre von über 56 000 nicht ganz 10 000 in Arbeit gebracht werden!

In Cöln waren über 70 000 Obdachlose; in Berlin über 1 Million Heimatlose; im Königreich Preußen gibt es ungefähr 800 000 Arbeitslose und Berufswechsler. Berlin allein zählt 100 000! So gab es in Cöln im letzten Viertel des Jahres 1912 bei den Metallarbeitern 206 Arbeitslose in einer Betriebsabteilung, so daß im ganzen an 3370 Tagen nicht gearbeitet werden konnte. Zur selben Jahreszeit 1913 schuf das gleiche Elend für 339 eine unfreiwillige Ruhe von 7195 verdienstlosen Tagen. Bei den Holzarbeitern waren 359 Arbeitslose, es wurde an 6135 Tagen nicht gearbeitet; die Maler und Anstreicher hatten im gleichen Quartal 148 Arbeitslose, was gleichbedeutend mit 4414 Tagen Verlust an Arbeitskraft war. Und 1034 Tage völliger Verdienstlosigkeit waren das Los von 84 Fabrikgängern.

Der Prozentsatz der wegen Arbeitslosigkeit Unterstützten stieg von 3,06 Prozent auf 4,67 Prozent. Aber auch die meisten, die Arbeit hatten, erlitten einen Verdienstrückgang und mußten mit Schichten arbeiten, teilweise sogar ganze Tage aussetzen.

Man hat berechnet, daß der Vater einer vierköpfigen Familie in der Woche mindestens 26,25 ℳ notwendig hat, damit er und die Seinen leben können. Tatsache aber ist, daß viele Arbeiter, die nach den obigen Statistiken als durchweg Angestellte mitgezählt sind, längst nicht alle 20 ℳ wöchentlich verdienen.

Wie aber reimt es sich zu solchen Zahlen, denen wir leicht eine

ermüdende Fülle hinzufügen könnten, daß in Deutschland alljährlich noch 800 000 Ausländer sowohl in der Landwirtschaft wie in der Industrie Arbeit und Verdienst finden und unsern Landsgenossen im wahrsten Sinne des Wortes das tägliche Brot vom Munde wegrauben! Denn in Deutschland sind 2 bis 3 Prozent, also 500 000 bis 600 0000 Arbeiter beschäftigungslos. In schlechten Zeiten sogar 5 bis 10 Prozent und in einzelnen Berufen 20 bis 30 Prozent!

Nun müssen wir noch erwähnen, welche Gegenarbeit die Arbeitslosigkeit notwendig macht. Nehmen wir nämlich die Statistiken zur Hand, die die Strafanstalten und ihre unglücklichen Gäste verzeichnen, so sehen wir auch hier ein entsetzliches Wachstum aller Zahlenverhältnisse. Zuchthäuser werden neu aufgeführt, alte vergrößert, ebenso geht es mit Gefängnissen und Korrektionsanstalten. Diese Betriebe entnehmen natürlich ihren Unterhalt den Steuereinkünften des Staates und der Gemeinden!

Wodurch wird nun das Verhältnis zwischen den Statistiken über die Arbeitslosen und den Statistiken über die Strafanstalten gebildet? Natürlich durch die Gesetze. Und nicht allein gibt es Gesetze gegen Diebstahl, Unterschlagung, Betrug, Raub usw., sondern auch der Landstreicher wird durch die Göttin der Gerechtigkeit verfolgt. Auch die Eltern, die ihr Kind zum Bettel ausschicken, auch die Hungrigen, die Nahrungsmittel, wenn auch von unbedeutendem Werte und in geringer Menge, entwenden. Sodann gibt es einen armenpolizeilichen Arbeitszwang, d. h. die Polizei ist befugt, den Arbeitsscheuen sowie auch den Nährpflichtigen zur Arbeit zu zwingen. Im Juli 1912 wurde dieses alte Gesetz, das man zu Anfang der 70er Jahre in Preußen aufgehoben hatte, von neuem eingeführt. Das ist alles, was das Gesetz den Arbeitslosen bietet! Das Recht auf Arbeit ist eine Phrase; wir streiften es in der Einleitung und glauben es hier gezeigt zu haben.

Was aber wird nun aus den Hunderttausenden, die die Wirklichkeit in so furchtbarer Weise, was die Arbeit angeht, durch die sie ihr Brot verdienen müssen, rechtlos gemacht hat? Und das ist der Teil unserer Betrachtungen, der uns in das schrecklichste Elend hineinführt.

III. Hilfe oder Verbrechen

Es liegt ein eigentümlicher Reiz in der Luft unserer Großstädte. Berlin! Paris! London! Diese kolossalen Bauten, die tausend Türme, Kuppeln und vergoldeten Dächer, die prachtvollen Theater ersten und zweiten Grades bis zu den lauschigen Kabarets hinab, und die schwarzen Fluten hundertfach verzweigter Menschenströme, die sich durch die weiten, endlos langen, baumbepflanzten Straßen hindurchwälzen, in wildem Tempo von den elektrischen Bahnen, von den Omnibus und Autobus, von den schlicht und lautlos, aber stolz dahinsausenden Privatdroschken durchrast. Dieses bunte Menschengewühl, selbst wieder ein ruheloser Wirrwarr, ein endloses Kommen und Gehen! Und darüber liegt in flimmernden Farben das grelle Licht der Straßenbeleuchtung, und zur Seite leuchten die Paläste großartiger Industrien und des blühenden Handels! Und welche Musik! Die Warnungsrufe der Autos, die helltönenden Stimmen der Blumenverkäuferinnen, die lauten Rufe der dahineilenden Zeitungsträger: Zeitung! — Zeitung! — — — Und wie ein Kontrabaß rauschen die seidenen Kleider der vornehmen und der Halbwelt hindurch, und wie Meeresbrandung wogt das Murmeln der Unterhaltung darunter hinweg. Und an den Straßenecken, wie ein Gegensatz zu dem bunten Treiben, dunkle Gestalten, fast regungslos, starren vor sich hin — man weiß nicht wohin, ob es dem wogenden Leben oder ob es der Kante des Rinnsteins gilt. In dürftige Kleider gehüllt, stehen sie da, zerfetzt und über und über vom Staube der Boulevards wie von Reif bedeckt. Die Mutter mit dem blassen Kinde auf dem Arme, der Jüngling mit eingebogenem Knie, der Greis auf seinen Krücken, wie Säulen stehen sie da, und an allen Ecken stehen diese Gestalten, und auf allen Plätzen, vor den Läden, an den Springbrunnen, vor den großen öffentlichen

Gebäuden, an den Treppen der Kirchen, in den schönen Parks, überall stehen sie da in zerlumpten Kleidern, zerfetzt, staubbedeckt, und starren wie ins Leere vor sich hin. . . .

Und um sie herum wogt das glänzende Leben, tuten die Autos, klingen die Schellen der elektrischen Bahnen, tönt der Ruf der Straßenverkäufer, ertönt das Lachen beschenkter Kinder und braust leise das dumpfe Gemurmel der Menge. Von den Türmen der Stadt schlägt's 12; die tausend Lichter der herrlichen Kaufläden werden gelöscht, die großen Bogenlampen der Boulevards werden mit einemmal ausgeknipst, und immer weniger Menschen wogen auf und ab. Aber die stummen Gestalten stehen immer noch auf ihren Plätzen und brüten vor sich hin. Jetzt sehen sie ganz schwarz aus. Aber unbeweglich, genau wie am Nachmittag, da die Sonne ihre staubbedeckten Fetzen beschien, und genau wie am Abend, als es um sie herum wogte; nur zittern sie jetzt; es ist so kalt! — — —

Und die Nacht rückt vor, die Wolken ziehen herauf, ein Sturm fegt sie zu dunklen Ballen heran und peitscht sie aufeinander, und sie bekämpfen sich. Man sieht, wie die Blitze sprühen, man hört, wie sie donnernd gegeneinander grollen, und als trieften sie vor Schweiß in der Hitze des Kampfes, so strömt es hernieder, und als wollten die Wolken die ruhige Erde wegen ihrer Teilnahmlosigkeit am heftigen Kampfe strafen und züchtigen, so lassen sie Hagel herunterprasseln und den Regen blitzschnell herunterpeitschen, und auch der Sturm wirft sich auf die Straße herunter und spritzt das gießende Element durch die langen prachtvollen breiten Straßen, gegen die hohen Schaufenster der Kaufläden, über die weiten Plätze herüber. Da sind auch die schwarzen Gestalten, die ewig stummen und regungslosen, von den Ecken und Plätzen verschwunden. Wo sind sie? — Es hat aufgehört zu wüten, einige Sterne leuchten wieder durch die Wolken hervor, da kriechen die schwarzen Gestalten aus den Türen der prächtigen Häuser wieder hervor, und wieder stehen sie regungslos wie zuvor. Das sind unsere Freunde, die Arbeit- und Heimatlosen, die Opfer des prächtigen Großstadtlebens, die armen, unglücklichen Angehörigen des fünften Standes.

Da sieht wieder die Mutter mit ihrem blassen Kinde; sie ist Witwe. Man sieht es ihr an, sie hat einmal bessere Tage gesehen; das Kind hat sie auf schneeweißem Linnen zur Welt gebracht, und man sieht es ihr an, sie hat viel geweint und viel gehungert. Es muß furchtbar in ihr aussehen.

Ihr Mann war ein Beamter gewesen, aber ein Betrüger. Der Betrug wurde entdeckt und der Mann hatte sich dann das Leben genommen. Die junge Witwe aber kannte kein Handwerk, sie hatte nichts gelernt; sie war ein Kind besserer Eltern und hatte eine frohe, sorglose Jugend als ein verhängnisvolles Geschenk vom Schicksal erhalten. Aber sie hatte kein Vermögen und keine guten Verwandten. Sie hatte keinen Menschen auf der ganzen Welt, nur ihr kleines Kind. Und da hatte das arme Weib ihren ganzen Schmuck und all ihre schönen Kleider verkauft, und dann hatte sie die lieben alten Möbel in das Pfandhaus getragen. Und der Hauswirt hatte bald gemerkt, daß seine Mieterin nicht mehr lange ein guter Zahler sein könnte, und ihr gekündigt. Da war sie in eine kleinere Wohnung eingezogen, aber auch hier konnte sie sich nicht halten, und so hatte sie zuletzt eine kleine Mansarde in einem Hinterhaus des dichtbevölkerten Viertels bezogen. Und durch Waschen und zuletzt durch Straßenkehren ihr Brot verdient! Aber diesen Posten verlor sie bald; denn sie war zu schwach für diese Beschäftigung. Und heute früh war es gewesen, da hatte sie ihr Hauswirt auch aus der Mansarde vertrieben, der kleinen, die nur noch mit einem Strohsack, nur einem einzigen Strohsack möbliert gewesen war! Da war sie hingegangen und hatte dieses letzte Möbel verkauft, mit einem schlechten Witz hatte der Makler ihr genau 78 Pfennige dafür gegeben, und davon hatte das arme Weib ihrem Kinde etwas zu essen gekauft. Sie selbst hatte nichts mehr zum Munde geführt seit etwa 40 Stunden. Nun sieht die junge Mutter noch immer da mit ihrem hungrigen Kleinen, das sich weinend, hungrig, müde, mehr träumend als schlafend, an ihre Brust verkriecht. Aber was soll die Mutter tun? Sie kann nicht betteln; aber das Kind wird bei Sonnenaufgang trinken wollen; es wird Hunger haben, es wird weinen; da schluchzt die Mutter

und das Kind erwacht aus seinem Halbschlaf. „Nicht weinen, Kleiner, nicht weinen, morgen sollst du etwas Schönes zu essen bekommen, und schönen warmen Kaffee wollen wir trinken, mit großen, schönen weißen Zuckerklumpen — nicht weinen, Kleiner, nicht weinen!" Und das arme Weib streicht dem Kleinen über die Locken, geht auf ein Haus zu, setzt sich auf eine feuchte, kalte Treppenstufe, lehnt sich gegen die Haustüre, damit sie dem schlafenden Kleinen einen ruhigern Halt geben kann. Aber da hört sie Schritte; das könnte ein Bewohner des Hauses sein; sie schreckt auf, erhebt sich schnell — es ist ein Polizist! Der könnte sie gesehen haben! Und könnte sie verdächtigen, könnte sie für eine Einbrecherin halten oder gar für eine — o Gott! Und sie eilt, eilt schnell von dannen. Der Kleine aber fängt an zu weinen, er ist wach geworden. Es ist ihm kalt und er hat Hunger, und er fängt laut an zu schreien. Und in der Mutter rast eine doppelte Angst, sie rennt durch die Straße und rennt weiter, um die Ecken herum, wohin ... wohin ...? Ach Gott, sie weiß es nicht.

Da steht an einer Ecke ein alter Mann, ein Krüppel. Auch zerfetzt, auch schmutzig, auch hungrig, auch heimatlos. Er ruft die Frau an, und die Unglücklichen erzählen sich ihr Unheil. Der Mann war Maschinenarbeiter gewesen, aber das Werk, an dem er beschäftigt war, hatte zu bestehen aufgehört und Hunderte von kräftigen Fäusten hatten keine Arbeit mehr finden können. Und die Verzweiflung hatte ihn, der jetzt die junge Mutter angerufen hatte, weit getrieben. Denn er mußte Brot haben, er mußte! Hatte er doch ein Weib und drei Kinder. Er hatte die Straßen gekehrt, er hatte den Kehricht aufgeladen, er hatte die Schienen gereinigt, und eine Zeitlang hatte er die Stiefel der feinen Herren am Bahnhof der Stadt geputzt, aber immer wieder hatte seine Einnahmequelle aufgehört, — da war seine Frau krank geworden. Eine giftige Krankheit hatte sie bei ihren Aushilfearbeiten gefangen und alle drei Kinder angesteckt. Und die Frau starb, und acht Tage hinterher ein Kind nach dem andern. Er hatte sie alle vier zu Grabe getragen; er hatte sie nicht beisammen legen können auf dem Kirchhofe, und so lag eins hier und eins dort, seine Frau ganz am Rande an der Kirchhofsmauer. Da war er

betteln gegangen. Aber ein Polizist hatte ihn aufgegriffen, und er war bestraft worden. Und im Gefängnis hatte er sich durch seine gezwungenen Arbeiten einige Spargroschen verdient, davon hatte er für seine vier Gräber Blumen gekauft und er hatte die vier Gräber geschmückt; dann mußte er aber wieder essen, der Hunger quälte ihn von neuem, und da war er wieder betteln gegangen, und wieder hatte ein Polizist ihn bemerkt, Straßenjungen hatten ihn verraten; die Angst faßte ihn, er lief und rannte und fiel hin, ein Wagen fuhr über ihn hinweg, der linke Fuß wurde ihm abgefahren, und so war er Krüppel geworden. Konnte nun gar keine Arbeit mehr finden, klopfte an ein Nachtasyl an; da hauste er nun, aber jeden vierten Abend ging er nicht ins Asyl; denn es war kein angenehmes Heim, und hin und wieder wollte er sich frei fühlen, und so blieb er jede vierte Nacht über auf der Straße, in seinem eignen Heim; denn die Straße war ja auch sein, und die Nacht gehörte auch ihm, und der weite Himmel und die funkelnden Sterne, wenn sie auch sein Elend beleuchteten.

Diesen traf nun die junge Mutter, und die beiden standen zusammen und erzählten ihr Elend. „Gibt es denn gar keine Hilfe für uns?“ fragte das junge Weib. „Ich habe doch ein Kind, sehen Sie, einen lieben, prächtigen Jungen. Jetzt sieht er nur verhungert aus, jetzt sind seine Wangen blaß, ich kann ihm ja nichts Gutes zu essen geben. Gibt es denn gar keine Hilfe? Gar keine? Und nirgends, nirgends?“ Und der Junge weinte noch immer, und die Mutter stand da, vom Unglück versteinert. Der Wind wehte ihr das schwarze Haar über die kalte, schweißbedeckte Stirn, und sie sah, nein, sie stierte den Krüppel an, der halb mitleidig, halb hämisch den Kopf schüttelte, und vor sich hinbrummte: „Wir sind die Opfer fremden Glückes. Für uns gibt es keine Hilfe. Zuchthäuser hat man für uns gebaut, damit die Welt sicher davor ist, daß wir nicht stehlen, wenn der Hunger in uns heult. Stehlen Sie, dann bringt man Sie in Sicherheit. Aber wenn Sie dann entlassen werden, dann sind Sie nicht allein wieder hungrig, dann sind Sie auch gebrandmarkt. Für uns gibt es keine Hilfe, keine, keine!“ — — — Die junge Mutter war blutrot im Gesicht geworden, sie ließ den Krüppel stehen, hochaufgerichtet ging sie

davon, sie hatte ein Ziel, sie ging auf eine der vielen zierlichen Brücken, die über den friedlichen Fluß ihre stolzen Bogen spannen und die Stadtteile und die schönen Ufer miteinander verbinden. Der Morgen graute, und bald glühte der Himmel hinter den dunklen, fürstlich aufragenden Gipfeln und Türmen der Weltstadt. Da nahm sie den Jungen auf beide Arme, küßte ihn wild, so daß es ihn schmerzte und er aufschrie, und dann blickte sie in wütender Verzweiflung gegen das schöne Morgenrot, über dem der letzte Stern zu verbleichen begann; und dann küßte sie ihren Knaben wieder auf Stirn und Aug und Wange; der aber sträubte sich, denn die ungestüme Liebe schonte nicht das zarte Gesicht; zuletzt küßte sie ihn auf den Mund und dann sprang sie auf das Geländer der Brücke, übertönte das Weinen des Knaben mit einem einzigen langen, markerschütternden furchtbaren Schrei, hob den Knaben hoch zum Himmel und stürzte sich mit ihm kopfüber tief in den Fluß. — Es wurde vollständig still, das Wasser schlug seine Wellen im Kreise, und als die beiden Leichen in fester Umarmung, unzertrennlich, den Fluß hinabtrieben, beschien die rotgoldene Morgensonne die lächelnden Wogen, die sie umspielten und mit sich fortführten, als ginge es in ein Meer des Friedens hinab — — — schrecklich! — — —

Und es beginnt ein neuer Tag. Um die Mittagszeit bewölkt sich der Himmel wieder, es ist eisig kalt. Und bald fällt der Schnee in dicken Flocken und bedeckt mit unendlichem Weiß die belebten Straßen. Da gibt's Arbeit. Die Wege müssen für den Verkehr wieder freigemacht werden, und es wälzt sich ein schwarzer Zug von Hunderten von Männern, die vorhin noch wie graue Wachsfiguren an den Straßenecken gestanden hatten, zu dem Bureau hin, wo die Schaufelarbeit verteilt w rd. Der Andrang, der Menschenstrom scheint unendlich zu sein. Und ein jeder bekommt seine Schaufel, die Gruppen werden den Aufsehern zugeteilt, und sie ziehen dahin, hoffnungsfroh, jung und alt. Aber der Andrang nach dem Bureau wird immer größer, Hunderte und aber Hunderte stehen noch davor, pochen auf ihr Recht auf Arbeit und verlangen, mitschaufeln zu dürfen.

Da auf einmal wird die Türe geschlossen, der Haufen auf die Straße zurückgetrieben: „Alle Arbeiten sind verteilt! Geht nach Hause und seht euch sonst um!“ Da werden die Gesichter grimmig, die Augen funkeln vor Wut, die schöne Hoffnung, noch einmal zu Brot zu kommen, ist wieder einmal zuschanden geworden.

Und in dem dunklen Haufen stehen drei junge Männer zusammen, hochaufgeschossene, stramme Burschen; der eine mit hellblonden Locken, mit blauen Augen, breiten Schultern, fürwahr, der könnte arbeiten! Aber wie hohl liegen seine Wangen, wie verbittert zuckt der Mund, wie schlüpfen ihm die Flocken in die Fetzen seiner Kleider! — Der zweite hat ein verwegenes Aussehen. Brutal sind seine Lippen nach unten gebogen fest aufeinander gepreßt, seine dunklen Augen halb geschlossen; eisig kalt starren sie unter den schönen Brauen hervor. — Der dritte ist ein unruhiger Mensch, die Augen weit geöffnet, aber unstet hin und her lauernd. Die Fäuste in der Tasche geballt, stampft er auf den Fußboden, teils weil ihn friert, teils vor ungeduldiger Wut. Er zupft dem Hellblonden am Ärmel und wendet sich zu dem Braunen hin: „Seht ihr, da schicken sie uns wieder nach Hause. Uns nach Hause! zum Lachen!“ Und dann wendet er sich zum Blonden hin: „Toni, komm, jetzt machen wir's. Wenn uns niemand Brot gibt, dann nehmen wir's uns!“ Und er zupft den Braunen am Ärmel: „Franz, kommst du mit? Wir wollen doch sorgen, daß wir zu essen bekommen!“

Und der Blonde stellt sich vor den kalten Blick des Braunen: „Du, Hans hat recht, machst du mit?“

Der Braune verändert keine Miene und sagt gelassen: „Natürlich!“ Und die drei entfernen sich aus der Menge und gehen durch dunkle, hochbeschneite Straßen in die Stadt.

Der Blonde, den sie Toni nannten, war ein Kind eines ehrbaren Meisters. Er hatte die kaufmännische Lehre ausgezeichnet bestanden und war ein guter, zuverlässiger Kommis gewesen. Allgemein hatte man ihm gesagt, daß er ein tüchtiger Mensch werden würde. Da hatte die Firma, in der er tätig war, den Konkurs erklärt, und ihre Beamten, darunter auch Toni, waren arbeitslos geworden.

Die Beamten bankrottierter Firmen haben jedoch bei den Bewerbungen neuer Stellen schweren Stand; man mag mit Leuten, die in verlotterten Betrieben gewirtschaftet haben, nur ungern arbeiten. Da war Tonis Vater nach langer Krankheit gestorben, und die Mutter folgte ihm bald ins Grab. Toni stand nun allein, ohne Vermögen und ohne Heim. Er mietete sich in der Stadt ein kleines Zimmer und bewarb sich um jede Stelle, von deren Vakanz er nur immer hörte. Aber wie das oft der Fall ist, hier kam er zu spät, dort hatte man des billigen Preises halber eine Kontoristin vorgezogen, am dritten Orte argwöhnte man wegen seiner frühern Anstellung; kurz, er blieb arbeitslos. Der Wirt kündigte ihm die Wohnung, aber Toni erinnerte sich, er war doch in einer Versicherung. Er hielt also um Unterstützung an, aber das ging nicht so schnell; er mußte die Arbeitslosigkeit nachweisen, er mußte eine schriftliche Klage einreichen, er mußte seine Gesundheit nachweisen, denn sonst kam ja die Krankenkasse in Betracht, ja man verlangte von ihm, daß er seinen Mangel an Arbeit und seine Arbeitswilligkeit dartun sollte. Und dann mußte man noch erst nachsehen, ob er auch ordnungsmäßig versichert sei und seine Beiträge regelmäßig bezahlt habe. Und als er ungefähr zum zwanzigstenmal nach dem Versicherungsbureau kam, da sollte er dartun, ob er verschuldet oder unverschuldet brotlos sei, und welche Schritte er getan habe, um Arbeit zu bekommen, und ob er sich bemüht habe, oder ob er gar in Berufswechsel stehe. Man wollte sich nach der Natur seiner Entlassung erkundigen, er mußte auch ein Zeugnis beibringen, daß er keine Rente bezog, daß er kein Pflichtschuldiger war, und so wurde er von neuem von einem Bureau nach dem andern gejagt — ein grober Beamter, dem er gar lästig geworden, schnauzte ihn an, er solle doch besser sich um eine Stelle bewerben als jetzt den ganzen langen Tag um Unterstützung betteln und wie ein Drückeberger herumlungern! Und wie der Beamte in der einen Hand ein gutbelegtes Butterbrot, in der andern das Bittschreiben des Armen, mit der verächtlichsten Miene von der Welt eine Schmähung über die andere mit schmatzendem Munde hervorzischte, da wurde der arme, gehetzte Mensch, der den ganzen Tag noch nichts

gegessen und auch den vorigen Tag schon gehungert hatte, den der Hauswirt heute morgen vor die Türe gesetzt, und der nun nichts auf der ganzen Welt sein nannte, als die Hoffnung auf ein kleines Armengeld, da wurde dieser Ärmste von solcher Wut übermannt, daß er es tatsächlich wagte, den Beamten bestimmt darum zu bitten, die Schmähungen einzustellen. Der aber fing hellauf an zu lachen: „Da seh sich doch einer! so ein Faulenzer, so ein Kujon, seht ihn euch doch nur einmal an, diesen Betteljungen!" Und eben hatte das ganze Bureau angefangen zu kichern und mitzulachen, und der Beamte biß wiederum in sein Butterbrot, um sich Mut zu neuen Schimpfworten zu holen — da war es mit der Fassung des Ausgehungerten zu Ende, und im Nu hatte der Schimpfende ein solche Ohrfeige, daß er über mehrere Tische herüberflog und unter einen Tisch zu liegen kam. „Ihr Bestien!" schrie Toni durch das Bureau; dann freilich wurde es Zeit, daß er sich davonmachte. Und so verschwand er wieder auf die Straße, hatte nun aber keinen Mut mehr, fernerhin um seine Armengelder anzuhalten, und war in ein Obdachlosenasyl gegangen. Dort hatte er dem diensttuenden Franziskanerbruder sein Leid geklagt. Und der Verwalter des Asyls hatte die heftige Angelegenheit bald beigelegt und auch wirklich die Versicherung dahin gebracht, die Sache von neuem aufzunehmen. Darauf wartete nun der junge Mensch schon Wochen hindurch; er lungerte Tag für Tag auf den Straßen, bettelte sich durch, da er zu stolz war, in das Obdachlosenasyl immer und immer wieder hineinzugehen, und da er anderseits doch keine Arbeit finden konnte. Und auf d ese Weise war er in die Gesellschaft der beiden gekommen, in der wir hn jetzt verfolgen.

Der Braune mit dem kalten Blick, den sie Franz nannten, war ein Akademiker. Sein Vater, ein ehrlicher Volksschullehrer, der außer diesem Sohn noch vier andere hatte, war immer bemüht gewesen, für diesen seinen ältesten Jungen den Monatswechsel aufzubringen. Aber der Student war so begeistert in das Wesen akademischer Fröhlichkeit eingedrungen, ein so unentbehrliches Mitglied seiner Verbindung geworden, daß er trotz hoher Semesterzahl es nicht zum Exa-

men brachte. Er war bekannt als der beste Fechter, er war der gesuchteste und eleganteste Herr auf den Tanzböden, der Vertraute der Damen im Bordell und der Liebling der Wirte, die ihm, dem Examenskandidaten, gerne borgten. Da aber war der Vater, der lange mißtrauisch geworden, überraschend zu seinem Sohn aufs Zimmer gekommen, und was er da gesehen, und was er dann in der Stadt herumgehört, das hatte den alten, rechtschaffenen Mann zur Verzweiflung gebracht. Franz war ein völlig energieloser und verkommener Mensch geworden. Der Vater nahm ihn sofort mit aus der Universitätsstadt heraus, machte ihm Vorhaltungen, flehte ihn unter Tränen an, ihm doch keine Schande zu machen; der Sohn versprach, sich zu bessern, und der alte Vater, der gerne hoffte, ließ ihn zu einer andern Hochschule wieder fortziehen. Als dann aber nach einigen Monaten eine neue Maitresse seines Sohnes mit den schlimmsten Anklagen sich an ihn wandte, fing der Geist des armen Vaters an, sich zu umnachten, und man mußte ihn in eine Anstalt bringen. Da stand nun die Familie des Schulmeisters hilf- und brotlos in der Welt. Der schlimme Student hatte jetzt niemand mehr, auf dessen Kredit er borgen konnte, auf dessen Wohlwollen er weiter sündigen konnte. Er hatte nicht den Mut, nach Hause zu gehen; denn er schämte sich. Einmal hatte er den Vater von ferne gesehen, und da war die Reue in ihn gekommen. Nun wollte er arbeiten. Aber was, und wo? Wohin sollte er sich wenden? Seine Mutter war bald vor Gram gestorben, seine Brüder haßten ihn, das wußte er nur zu gut. Und da hatten ihn die unendlichen schwarzen Wogen der bittersten Not auf die Straße geworfen, und nur Verzweifelte konnten ihm noch Kameraden sein. Mit den Verzweifelten war er denn immer tiefer und tiefer gesunken; niemand nahm ihn auf. Wo hätte man einen verbummelten Akademiker, und wäre er noch so guten Willens, und steckte er in noch so großer Not, aufnehmen wollen? — Das ist der zweite unserer drei Kumpane.

Der dritte? Auch ein Kind wohlhabender Eltern, eines reichen Kaufmannes. Der stolze Vater hatte den Sohn auf das Gymnasium geschickt; der aber war von vornherein zum Lernen nicht gelaunt.

Und ob er noch so oft beteuerte, er habe keine Lust zum Studium, er wolle lieber Gärtner werden, schöne Beete pflanzen, herrliche Blumen züchten und edles Obst, nichts half. Der Vater wollte seinen Stolz an ihm haben, und der Junge mußte studieren. Da war der nun zuerst der Unglücklichste seiner Klasse. Dann aber, als er die Tertia erreicht hatte, fand er Spaß an all den tollen Streichen, zu denen er auf dem Gymnasium Gelegenheit hatte. Er war der Beliebteste unter seinen Mitschülern, der Raffinierteste, wenn es auf einen Täuschungsversuch ankam, und der Tollste bei den lustigen Streichen. Er war auch von Herzen gut und gefällig und half schwachen Kameraden gerne bei der Arbeit; denn er war ein heller Kopf, und alles kostete ihm wenig Mühe. Aber seine Streiche wurden zu bunt, und endlich wurde er gefaßt und von der Schule gejagt. Der Vater versuchte es auf einem andern Gymnasium, auf einem dritten, ja auf einem vierten. Der Knabe wurde 17 Jahre alt, als er von dem fünften Gymnasium geschaßt wurde, es war auf der Untersekunda. Aber der Junge hatte so tolle Streiche gemacht, daß ihm der Besuch einer andern Schule förmlich untersagt wurde. Da war der Vater wütend und stellte nun, gleich wie aus Rache, den ungeratenen Sohn als Lehrling in sein Geschäft. Aber die blutige Strenge gefiel dem verwöhnten Sohn recht wenig, es gab heftige Szenen, und endlich entfloh der Achtzehnjährige in die nahe Großstadt. Und hier ging es schnell mit ihm bergab. Der unfreiwillige Besuch des Gymnasiums, der Stolz seines Vaters, war verhängnisvoll geworden. Hans war ein Abenteurer geworden, ein Mensch ohne jeden Ernst, ohne jedes Ziel im Auge. Er hatte die beiden Kameraden, mit denen wir ihn jetzt auf die Stadt zuwandern sehen, einst im Asyl für Obdachlose getroffen, als es draußen so grimmig regnete. —

Wie die drei jungen Menschen jetzt im Dunkel der Straße einherschlendern, redet eben Hans heftig auf seine Kameraden ein: „Seht, wir haben guten Willen, hatten ihn stets, wollten auch heute unser Recht, und das ist nämlich Arbeit. Aber saht ihr nicht auch, wie man uns die Türe wiederum vor der Nase zuschmiß? Oder, Toni, willst du auf deine Versicherungssumme warten?“

Toni wurde blutrot im Gesicht.

„Sollen wir es denn wirklich tun? Mensch, ich habe so was noch nie gemacht.“ Franz war es, der so sprach.

Darauf Hans mit heftigem Temperament: „Worauf willst du denn noch warten? Etwa bis daß du ausgehungert bist?“

Toni fragte unwillig: „Wann soll's denn losgehen? Ich fühle, daß ich weit genug dazu bin, mir ist alles egal.“ Und leise murmelte er gepreßt vor sich hin: „Im schlimmsten Falle komme ich ins Zuchthaus, aber da ist's wenigstens warm drin, und man schläft im Trocknen und ißt sich satt.“ Und er seufzte.

„Und“, setzte Hans eifrig, wenn auch etwas höhnisch fort, „da kann man sich sogar noch einen Spargroschen verdienen, den man bei der Entlassung wie eine Belohnung ausbezahlt bekommt. Und noch mehr, wißt ihr, man interessiert sich dann für uns von oben herunter, es gibt eine ganze Menge Vereine, die weiter nichts tun, als sogenannten entlassenen Verbrechern auf eine möglichst manierliche Weise einen Weg ins Leben zu besorgen.“

„Sonderbar,“ unterbrach ihn Franz, der immer kalt und ruhig vor sich hin sann, „für Verbrecher sorgt man, aber für arme Kerle wie wir, die wir doch verdammt ehrlich Arbeit gesucht haben, und die gehungert haben, bevor sie sich zu essen stahlen, für uns sorgt kein Teufel.“

„Los,“ sagte Toni, „wir wollen jetzt was tun. Ich will versorgt sein, entweder — oder. Hans, also was sollen wir jetzt machen?“

„Ich halte es für das beste, wenn wir uns jenen harmlosen Juwelenladen über Nacht aufs Korn nehmen. Ich weiß übrigens, daß der Mann all seine Sachen gegen Diebstahl versichert hat — wir schaden ihm also nicht einmal. Und ich weiß auch einen dunklen Mann in der Stadt, der uns gerne für etwa 10 000 Mark Kostbarkeiten abkaufen würde. Dann hat jeder von uns ein Handgeld, worauf er gleichsam, wie auf einer Basis, sich eine Brücke in ein anständiges Leben bauen kann!“

„Verdammt,“ murmelte Toni, „wenn ich 3000 Mark hätte, könnte ich mir anständige Kleider kaufen und ruhig warten, bis ich eine neue

Anstellung bekäme. Und ich wollte wahrhaftig im Leben, im ganzen Leben keine zwei Pfennige mehr stehlen. Ach Gott — stehlen. — Wo sind wir angekommen?" — — —

„Also, Kinder," und Hans blieb auf der Straße stehen, „jetzt los! Wollt ihr oder nicht? Sollen wir drei elenden Kerle vor Hunger verrecken, oder sollen wir nicht einmal ein einziges Mal versuchen, wie die alten Raubritter, mit dem Faustrecht durchzukommen? Für uns gibt es nur eine Wahl, entweder kümmerlich in Ungeziefer, Schmutz und Hunger verkommen, oder eben einmal ein Wagestück tun. Also — wollt ihr?"

Da gaben ihm die beiden andern die Hand, und so standen die drei jungen Menschen da mit den furchtbarsten Gefühlen in der Brust und verschworen sich zu einem Einbruch. Und um sie herum trieb der Sturm die dichten Schneeflocken und beschneite die ausgestreckten Arme der jungen Verbrecher. Fast schwermütig hielten sie ihre Hände fest, bis Hans mit Galgenhumor die seine losriß, und dann ging es weiter in dumpfem Schweigen. Für diese Menschen gab es nur noch eine Hoffnung: durch ein Verbrechen sich den Weg ins Leben zu bahnen! Und so kamen sie auf die Ringstraße der Großstadt.

Es war am frühen Abend. Die Laternen brannten bereits und die Kaufläden flimmerten in allen Lichtfarben und die Menschenmassen wogten über die hochbeschneiten Straßen. Wie eintönig erklang durch das Geräusch der flutenden Menge das Läuten der elektrischen Bahnen, das Tuten der Autos, das Rufen der Zeitungsträger — und mitten über die Straße zog in kriechendem Tempo eine kleine Schar von Männern, die mit großen Schaufeln den hochliegenden Schnee vor sich herstießen. Es war ein eigentümliches Bild. Ein Mann mit greisem Bart war der erste in der Reihe. Wenn er die Schaufel drei Schritte vor sich hergeschoben hatte, war er zu schwach, weiter zu gehen, und hatte nicht einmal mehr die Kraft, das Brett seines Handwerkszeugs von der darauf lastenden Schneemenge zu befreien. Er fluchte und wetterte und faßte schließlich die Schaufel selbst an der einen Seite mit beiden Händen an und warf

so den Schnee zur Seite. Und dann schob er das Brett keuchend weiter. Von Zeit zu Zeit blickte er sich scheu nach dem Aufseher der Gruppe um, als wartete er auf einen Tadel wegen des langsamen Tempos. — Hinter ihm ein junger Mensch von kaum 20 Jahren, blaß, barhäuptig, mit feinen Händen; er hatte einen Anzug an, der ganz danach aussah, als hätte er manchen Parkettboden gesehen. Freilich war er schon etwas schadhaft und ungepflegt; besonders den Taschen sah man es an, daß sich die Hände wohl vor Kälte tief darin vergraben hatten. Er war noch schwächer als sein Vordermann, der Greis. Er brachte mit seinen Händen die Schaufel nicht um, sondern streifte den Schnee nach jedem dritten Schritt mit seinen zehn Fingern davon fort und stampfte dann das Werkzeug weiter. Einmal hielt er den Stiel gegen den Magen, dann gegen die Brust, dann gegen den Unterleib, alles schmerzte ihn, und als er nicht vorwärts konnte, schimpften die Arbeiter hinter ihm und der Aufseher beobachtete ihn unwillig; aber er keuchte und schaufelte wie von Todesangst getrieben weiter. Endlich konnte er nicht mehr fort; da stieß ihn sein Hintermann: „Los, Mensch, mach doch weiter!" Der Jüngling aber verlor durch den Stoß das Gleichgewicht und fiel über seine Schaufel; ohnmächtig lag er am Boden. Gleich gab es einen Menschenauflauf, man trug ihn zur Seite; da wimmerte der Ärmste: „Nur ein Stückchen Brot, ein einziges Stückchen Brot." — Und weiter zog die kleine Schar der Schneeschaufler, müde zum Umfallen; das waren die Notstandsarbeiter der Stadt. Wäre der Gestrauchelte ein Zugtier gewesen, man hätte seine Überanstrengung geahndet! Tierschutzverein. — —

Und das ewige Treiben der Großstadtmenge rauscht unbeteiligt dahin, an allem vorüber. Nur wenige sind bei dem armen zusammengebrochenen Jüngling stehen geblieben, stehen jetzt noch bei ihm — das sind Kameraden der Not. Und auch unsere drei Burschen stehen davor, und der Leichtbewegliche redet und weist die beiden andern mit den Fingern darauf hin: „Seht, dahin geht es mit uns; wenn wir friedlich sind und stille warten, bringen wir es auch so weit, daß wir vor Hunger in den Dreck fallen!"

„Los, Mensch," unterbrach ihn Toni, „zeig uns den Juwelen-

laden. Ich habe gar keine Lust mehr zu Betrachtungen; ich habe Hunger, und zwar auf ein anständiges Essen." Und die drei ziehen weiter. Endlich gelangen sie in eine etwas stillere Straße und machen schräg gegenüber einem Schmuckladen, in dem glänzende Kostbarkeiten zur Schau gestellt sind, halt. Sie wandern die Straße öfter auf und ab, möglichst unauffällig, und Hans schellt am Privateingang; es wird ihm aufgemacht, und er versucht zu betteln. Er wird abgewiesen. Er tritt dann in den Laden selbst; auch hier wird er abgewiesen. Dann kehrt er zu den beiden andern zurück: „Geizig ist der Halunke auch."

„Desto kräftiger wollen wir's machen," antwortete Toni.

Und nun beratschlagte man, und das Komplott wurde geschmiedet.

Die Nacht kam heran, und es gelang den Burschen, in den Juwelenladen zu kommen. Aber als sie die Kostbarkeiten auskramten, wurden sie bemerkt und mußten entfliehen. Der Juwelenhändler war schnell genug dabei, Toni am Ärmel zu erfassen und hielt ihn schreiend fest. Das war eine entsetzliche Lage, und ihn peinigte eine furchtbare Angst. Da in der höchsten Not stemmt er sich mit aller Gewalt gegen den Juwelier; der aber ist von wütendem Mut ergriffen und zieht ein Messer. Toni aber springt auf ihn zu und entreißt ihm die Waffe. Im selben Moment hört er auf der Straße bereits Lärm von mehreren Menschen. Wenn er den Juwelier nicht gleich los wird, ist er verloren. Und in der Verzweiflung stößt er ihm das Messer in die Brust; der Getroffene sinkt zu Boden, und Toni eilt an die Haustüre. Da sieht er, wie seine beiden Kameraden von Polizisten gefesselt beigebracht werden, und ein weiteres Aufgebot steht auf der Straße. Er eilt ins Haus zurück, hinauf, aber die Verfolger haben ihn erblickt und sind hinter ihm. Er steht auf der höchsten Stufe des Treppenhauses, alle Türen sind versperrt; die Verfolger steigen zu ihm hinan, mit gezogenem Revolver steht ein Polizist vor ihm, da stößt er sich selbst das Messer ins Herz und verblutet in den Armen seiner Verfolger.

Die Kameraden wurden mit langjähriger Zuchthausstrafe bedacht.

Wie aber eigentlich dieses Verbrechen zustande gekommen war, darüber regte man sich allgemein wenig auf. — —

Ein weiteres Kapitel, wohl der entsetzlichste Übelstand in der Organisation unserer Gesellschaft: unsere Frauen. Sie haben sich zwar in den letzten Jahrzehnten mit staunenswerter Gewandtheit und Energie mitten ins kraftvolle Leben gestürzt, aber eben diese Kühnheit bringt sie auch in Gefahr, in diesem Kampf ums Dasein zu scheitern! Abgesehen davon, daß hierin eine ungeheure Gefahr für unsere Nation zu erblicken ist, steht hier auch gleich das Heiligste, das wir auf Erden kennen, auf dem Spiel. Diese jungen Mädchen, die in der Industrie tätig sind, sind doch im letzten Grunde berufen, Mütter zu werden. Zu diesem Beruf aber gehören sowohl hygienische wie auch moralische Voraussetzungen!

Wie steht es nun mit den unglücklichen Geschöpfen, die oft für einen Hungerlohn angestellt sind? Müssen sie manchmal nicht gesundheitlich hinsichtlich ihrer Bestimmung furchtbar leiden? Bestiehlt auf diese Weise die Industrie durch ihre Hungerlöhne nicht unsere Nation um die gesunden Mütter? Aber noch schrecklicher wirken die moralischen Schäden! Was soll so ein armes Mädchen beginnen, das allein dasteht auf weiter Flur und vielleicht ein Gehalt von 50 bis 60 Mark bezieht, wovon sie sich anständig kleiden und gesund ernähren soll? Welche ungeheure Macht haben diesen ärmsten Geschöpfen gegenüber nicht die Verführungen der Großstadt! Und wenn nun gar ein solch armes Geschöpf seine Stellung verliert, wenn es krank wird, was dann? Das will ich dir sagen, lieber Leser: von solchen Geschöpfen fallen wenigstens 90 Prozent. Und wie steil führt der Abhang zur grausigsten Tiefe!

Mein lieber Leser, fast die gesamte Anzahl der Prostituierten kam durch Stellungslosigkeit in Not, und aus dieser Not retteten sie sich zuerst dadurch, daß sie ihre Unschuld für ein gutes Essen verkauften, und von da ab bis zur gewerbsmäßigen Unzucht ist nicht weit. Im Gegenteil, es ist meistens die einfachste Konsequenz! Und wenn wir in den Asylen und weiter in den Zucht-

häusern im Verhältnis zu den männlichen Abteilungen viel weniger Frauen beherbergen, so ist der Grund hauptsächlich darin zu suchen, daß eine große Anzahl unglücklicher Wesen in der höchsten Not jenen furchtbaren Ausweg benutzt, und das ist die Prostitution! Lüstlingswaren! ....

Und der Ausweg liegt ja so sehr nahe; denn auch für schlecht dotierte und stellenlose Arbeiterinnen gibt es heute ebensowenig eine brauchbare Hilfe wie für den männlichen Angestellten.

Und wie schrecklich ist das Elend eines arbeitslosen Familienvaters! Kaum eine Woche, bevor diese Zeilen geschrieben wurden, spielte sich in unserer nächsten Nähe eine entsetzliche Tragödie ab. Ein Bureauarbeiter, dessen Frau drei blühende Kinder zur Welt gebracht hatte, war stellenlos geworden und in so große Not gekommen, daß er schließlich in jeder Art von Arbeit tätig war. Aber nun hatte er schon eine Woche lang mit dem besten Willen aber auch gar keine Arbeit finden können. Und jedesmal, wenn er heimkam, sah er die verweinten Augen seiner nervenschwach gewordenen Frau und die hungrigen Blicke seiner Kleinen. Und immer wieder stürzte er verzweifelt zurück auf die Straße hinaus — um Arbeit zu suchen und Brot zu finden für seine lieben kleinen Kinder und für seine Frau, die bereits das vierte unterm Herzen trug. Das letztemal hatte seine Frau ihm ein hartes trocknes Stück Brot in die Tasche gesteckt und ihn gebeten, draußen doch so viel zu verdienen, daß er ein paar Schnitten frisches Brot für die Kinder mit nach Hause brächte. Und nun lief der Ärmste wieder in der Großstadt herum, abgewiesen von Bureau zu Bureau, und wenn er den Druck der Brotkruste in seiner Tasche fühlte, drang ihm der kalte Schweiß vor die Stirn. Er hatte in den letzten Tagen kaum mehr einen Bissen gegessen, aber der Gedanke, daß er nun wieder mit leeren Händen zu den Seinen zurückkehren sollte, ließ ihn nicht an sich denken, und bis zur Blödigkeit läuft der Ärmste, ohne fast zu wissen, wohin, durch alle Straßen, und es wird Mittag, und es wird Abend, und er hat keinen Mut, nach Hause zu gehen; und erst, als es weit

über Mitternacht geschlagen hatte, schleicht er herauf zur Dachkammer, wo die Seinen schlafen. — Wer will darüber urteilen, war es verwirrter Geist des von Hunger und Angst bis zum Wahnsinn gepeinigten Menschen, war es die höllische Qual bei dem Gedanken, am andern Morgen wieder die Vorwürfe seines innig geliebten Weibes zu hören, wieder die Tränen zu sehen, die aus den Augenschatten hervorquollen, wieder den verzweifelten Blick der Mutter beobachten zu müssen, der angstvoll den Hunger der Kinder überwachte — der unglückliche Vater wollte ein Ende des Elendes, und er hat in dieser Nacht zuerst sein Weib und dann seine drei Kinder, und zuletzt sich selbst mit dem Messer das Leben genommen. — Zu solchen Szenen führt die Hungersnot mitten in unsern glänzenden Großstädten![1])

Und die Akten unserer Obdachlosen-Asyle, mein lieber Leser, enthalten noch viele, noch weit über hundert solcher wahren Geschichten.

Solche Ereignisse, wo das furchtbarste Elend zu schrecklichen Verbrechen führt, sind hier im wahren Sinne des Wortes Alltags-

---

[1]) Der Unglückliche hatte, wie bereits erwähnt, die Aussicht auf ein viertes Kind. Daß ihn dieser Kindersegen, der natürlich auch die Kräfte der Frau unsäglich angespannt hatte, zum Teil mit in sein Elend riß, ihm wenigstens ein Entrinnen aus dieser Lage sehr erschwerte, wird wohl niemand bezweifeln; denn daß mit der Anzahl der Kinder die Schwierigkeiten des Kampfes um das tägliche Brot enorm wachsen, ist eine allzu bekannte Sache. Und so berührt uns oft der Leichtsinn der Eltern wie eine Frivolität ihrer Lebenslage gegenüber. Gewiß verdient ein Vater, der den Mut hat, sechs Kindern das Leben zu geben und den Kampf um ihre Existenz und deren Werdegang auf sich zu nehmen, die vollste Hochachtung. Aber ist denn eigentlich jeder zu einem solchen Mut berechtigt? Kann diese Waghalsigkeit nicht auch einen Wahnsinn bedeuten bei Eltern, die kaum sich selbst durch das Leben bringen können, und deren Existenz auf so schwanken Füßen steht? Wie viel Elend würde wohl vermieden, wenn die jungen Eltern aus Liebe zueinander und zu den Erstgeborenen in Enthaltsamkeit lebten! Und welche seelische Kraft würde ihnen nicht aus der Ausübung dieser herrlichsten Tugend entsprießen! Besonders bei der Veredelung der rein platonischen Liebe, aus Liebe zu Gott, ihrem gemeinsamen Schöpfer und Richter. Diese Entsagung ist stilles Heldentum, würde sie nur erkannt und mehr geübt, viele Todsünden würden vermieden. — — —

geschichten. Niemand, der in der Obdachlosenfürsorge tätig ist, wundert sich mehr darüber, daß Not kein Gebot kennt. Und was das schlimmste ist, es ist bei weitem das beste Menschenmaterial unter den Gästen der Asyle, das von hier ins Zuchthaus wandert. Wie das Elend all diesen Unglücklichen den Glauben an Gott und eine Unsterblichkeit einmal geraubt hat, lassen es nur die seelisch Schwachen in dieser hoffnungslosen Lage zu hohem Alter oder Hungertod kommen. Die meisten sinken so weit herunter, daß sie Tieren mehr ähnlich sind als Menschen. Wie häufig ist der Anblick völlig ausgehungerter Ankömmlinge, die die Kehrichteimer im Hausflur durchwühlen und etwaige Speiseabfälle gierig verschlingen.

Und aus jedem Stande beherbergen wir Gäste: Oberlehrer, ehemalige Offiziere, Prokuristen und Fabrikanten, Direktoren, Rechtsanwälte, Ordensleute und Priester. Kurz, aus allen Zweigen der akademischen Berufe strömen hier unglückliche Vertreter zusammen und sind glücklich, wenn sie neben einem Handwerksburschen, hierhin verirrt wie sie, im einfachen Eisenbett Ruhe finden. Jene Schneeschaufler waren nicht zur Hälfte aus dem Arbeiterstande! Und all diesen Menschen kann sozusagen kaum aus der Not geholfen werden. Wie wir schon oben erwähnt haben, kaum drei unter hundert von ihnen können den Weg ins Leben wiederfinden. Und so ist denn das Obdachlosenasyl, wenn man recht ehrlich sein will, nur eine Haltestelle auf dem Wege zur Tiefe hinab. Diese Menschen stehen einfach vor einem Nichts! — — — —

Was hilft es, diese wüste Menge von Unglücklichen weiter in Klassen einzuteilen? Ist es nicht im Grunde gleichgültig, ob sich ein großer Teil sinnlos dem Trunke ergibt, der diesen Leuten doch nur eine barmherzige Narkose ist und das Bewußtsein ihres unendlichen Elends für Augenblicke verjagen kann?[1]) Und was nützt es, festzustellen,

[1]) Hierbei ist freilich besonders zu bedenken, daß die Unglücklichen, die diesem Elend gewohnheitsmäßig verfallen, zum weitaus größten Teil unheilbar sind, wenn sie nicht zu ihrem eignen Besten frühzeitig entmündigt und in eine passende Anstalt jahrelang geschickt werden. Die Alkoholgewöhnung raubt dem Menschen in einer furchtbaren Weise die Kraft seines Willens, und das Be-

daß weit über die Hälfte unserer Obdachlosen in das Gefängnis oder gar in das Zuchthaus wandert? Und oft wird in den Hospitälern jemand eingeliefert, der entweder vor Hunger bereits gestorben ist oder dem man nur zu essen geben kann, damit er vor seinem Tode noch einmal zur Besinnung kommt. Und das sind die schönsten Momente unserer Praxis, wenn wir es fertigbringen, den Sterbenden noch zu seinem Glauben zurückzuführen. Das ist der einzige Augenblick freundlichen Friedens, den wir in unsern Anstalten genießen können, ein sanfter Tod.

---

dürfnis nach solchen Getränken bekommt ein so tierisches Aussehen, das man sich kaum vorstellen kann, wenn man nicht selbst einmal zusehen konnte, wie ein Trunkenbold, der gewaltsam von der Gefahr des Trinkens ferngehalten wurde, sich heimlich daran gab, eine Flasche Brennspiritus, die unvorsichtigerweise stehen gelassen wurde, mit geradezu angstvoller Hast hinunterzustürzen.

Und man bedenke die entsetzlichen Folgen in der Vererbung. Wie viele Mißgeburten und schwache Säuglinge verdanken ihr Elend nicht dem Alkoholgenuß des Vaters oder gar beider Eltern!

Anmerkung zu S. 28:

Ein gesetzlich begründeter Sparzwang würde nicht nur unserer gesamten Staatsrechtsgrundlage, sondern auch jedem gesunden Rechtsgefühle zuwiderlaufen. Er würde eine Ausnahmenorm für die Arbeiterklassen der Bevölkerung darstellen, die einer Vormundschafts- oder Pflegschaftsmaßregel gleich käme. Der Spargedanke könnte dagegen, soweit ein freiwilliges Sparen durch Einzahlung kleiner Beträge des Arbeitsverdienstes oder der Arbeitsprämie im Arbeitshaus ohne Zwang auf städtische oder Kreissparkassen sich fördern ließe, unserm Plane dienstlich gemacht werden.

Dem Arbeiter geht schon viel am Lohne ab durch seine Beiträge zu der Invaliditäts-, Alters- und Unfallversicherung, der Kranken-, Sterbe-, Witwen- und Waisenkasse, so daß er sehr mit seinem Einkommen zu rechnen hat.

IV. Wie ist hier zu helfen?

Wir haben bisher den furchtbaren Notstand in unserer Gesellschaft geschildert, das Elend erwähnt, das Hunderttausende unserer Mitbürger heimsucht. Und darüber hinweg schreitet erbarmungslos das Leben, und in der gesellschaftlichen Ordnung findet sich kein Paragraph, der segensreich, d. h. hier: *früh genug* Hilfe verschafft. Die Heimarbeiter, Greise, Männer, Frauen und Kinder, müssen so lange die Pein ihrer unglücklichen Lage durchkosten, bis Blindheit oder Krankheiten aller Art der öffentlichen Ordnung eine Hilfeleistung aufdrängen, mit andern Worten, *die Unglücklichen müssen erst Opfer ihrer Zustände werden.* Nicht anders steht es bei den Arbeitslosen. Die Ärmsten müssen unter der Last förmlich zusammenbrechen, oder der Hunger muß die Heimatlosen am hellen Tage wie tot darniederwerfen, dann erst nimmt man sich ihrer an, oder aber, die *Verzweifelten müssen erst Verbrecher werden, damit man für sie sorgt.* Wir sahen, daß das Los der Unglücklichen ein unvermeidliches Sinken in die tiefsten Tiefen von Menschenelend bedeutet. Nirgend zeigt sich ihnen ein Weg ins Leben, auf dessen Wanderung sie anständige Menschen bleiben oder wieder werden könnten.

Woran fehlt es nun? Oder was kann man tun? Denn diese Frage ist doch nun nach all den Seiten, die wir hier mit Elend beschrieben haben, die heiligste Notwendigkeit. Und solch ein Ausweg ist wirklich möglich. Und dies wäre eine Einrichtung, die es jedem Unglücklichen ermöglichte, jeden Augenblick eine Arbeit zu finden, die seiner Fähigkeit entspricht, und weiter eine Möglichkeit bietet, auf ehrliche und durchaus ehrenhafte Weise Brot zu verdienen. *Kein Zwang* darf dabei im Spiele sein! Denn der gezwungene Mensch

hat nur noch halben moralischen Wert, und Zwang ziemt nur denen, die nicht guten Willens sind. Zwang eignet sich für Minderwertige. Auf das Gegenteil aber ist hier doppelt hinzuweisen, hier, wo es sich um Menschen handelt, die ein Elend so furchtbar und innerlich gefährdet: freiwillige Arbeit kann für den vom Schicksal Verschlagenen zu einer wahrhaft innerlichen Wiedergeburt führen, Selbstvertrauen wiedergeben und das Vertrauen auf heilige Mächte, die in ihm und über ihm walten, zum Adel führen im höchsten Sinne des Wortes. Handelt es sich hier doch nicht nur um flüchtige äußerliche Hilfe, sondern darum, um die tiefen Schäden im Innern der Unglückseligen zu heilen, sie aus der innern Tatenlosigkeit herauszureißen, als auch die Verzweifelten aus den furchtbaren Konsequenzen des seelischen Bankrotts zu retten. „Müßiggang ist aller Laster Anfang", Arbeit veredelt, lernt vergessen, versöhnt, überbrückt, gibt neuen Mut, belebt mit großen Hoffnungen die Zukunft, ja manche Schwierigkeiten werden weggeräumt und glücklich, zweckentsprechend der Mensch dem Guten zugeführt; denn durch Arbeit gelangt man dazu, vertrauend und betend auf Gott zu blicken, ihm zu dienen, um dadurch ewig selig zu werden, den Zweck unseres Erdenlebens zu erfüllen. Es müßte ein Arbeitshaus errichtet werden, das zu allen möglichen freiwilligen Arbeiten Gelegenheit bieten könnte. Ein *Arbeitshaus ohne Zwang*.

Freilich wird man einwenden, dies sei leicht gesage; aber in der Tat ist es auch *wirklich möglich*. Wir haben bereits an verschiedenen Stellen ausführlich beschrieben, wie dieses Erlösungsmittel für die unglücklichen, ungeheuren Scharen unserer Mitmenschen zu bewerkstelligen ist. Und auch hier glauben wir keinen bessern Schluß geben zu können, als daß wir in kurzen Strichen den großen Entwurf skizzieren.

Da es notwendig ist, möglichst viele Arten von Arbeiten bieten zu können, würde es sich bei der Gründung eines Arbeitshauses ohne Zwang darum handeln, nicht allein ein industrielles Unternehmen ins Leben zu rufen, sondern auch landwirtschaftliche Betriebe damit zu verknüpfen. Es würde sich förmlich um eine Arbeiterkolonie,

ja um ein selbständig durch eigne Arbeit bestehende Ansiedlung von arbeitsfreudigen Menschen handeln.

Eine solche Einrichtung würde finanziell oder ökonomisch mit den Arbeitsleistungen der Zwangsanstalten und Asyle Hand in Hand arbeiten können und auch eine Selbständigkeit leicht erreichen, indem die etwa hergestellten Arbeiten zu wirtschaftlich angemessenen Preisen entweder an Industriebetriebe oder gleich an die Öffentlichkeit in den Handel gebracht würden.

Es ergäbe sich also ein großes Institut, das etwa eine jede Stadt von etwa 100 000 Einwohnern zu eigenstem Vorteil und Segen errichten könnte. In der Umgegend der Stadtgrenze, inmitten eigner Ländereien, würden sich die Gebäude dieser Kolonien ausführen lassen. Und eine solche Stätte würde bald ein Wallfahrtsort aller derjenigen werden, die das Unglück des rauhen Lebens schuldlos in die Enge trieb. Und es würde keine Schwierigkeit sein, sie alle geziemend zu beschäftigen. Auch eine Herberge könnte das Arbeitshaus ohne Zwang darstellen.

Wir denken uns das Internat nach Familiensystemen. Je zehn Personen sollen ihre bestimmten Räume zugewiesen bekommen, wo sie gemeinsam ruhen und essen könnten, und eine tüchtige Frau sollte eine solche Familie versorgen; die Wäsche, die Kleidung, die Wohnung hüten, kurz, den Aufenthalt zum Heim gestalten.

Daß aber der Arbeitsuchende auch bei seiner Familie wohnen bleiben und gleichsam als Externer im Arbeitshaus ohne Zwang sein Brot verdienen kann, steht selbstverständlich frei.

Es ist leicht einzusehen, wie vielerlei Beschäftigung hier nicht allein für den Handwerker geboten wird, sondern auch gebildetere unglückliche Menschen könnten leicht in dem Verwaltungsapparat befriedigende Tätigkeit finden.

Was die Religion der Schutzbefohlenen angeht, so müßten alle Konfessionen beschützt und auch gepflegt werden. Denn immer wieder erfahren wir in unserer grauen Praxis, daß der Verlust des kirchlichen Glaubens erst das tiefste Unglück bedeutet. Er raubt dem Menschen den Glauben an seine Bestimmung, die Überzeugung von seiner

Würde, die Unglücklichen wissen im wahrsten Sinne des Wortes nicht wohin, woher und nicht warum. Sie glauben endlich nur noch an ihre völlige Zwecklosigkeit, und gerade das ist wohl das Hoffnungsloseste ihres Zustandes. Menschen aber, die eine feste Weltanschauung besitzen, die auf dem Glauben an einen weisen und gütigen Lenker des Alls beruht, sind allemal wieder aufzurichten und können nie in tierische Stumpfheit verfallen. Und man macht sich kaum eine Vorstellung davon, wie bei Menschen, die vor dem Alleräußersten stehen, in der Schreckensstunde der höchsten Verzweiflung die Erinnerung an ihren Gottesglauben, an die Ewigkeit, an die kindlich reinen Tage freudiger Frömmigkeit der Jugend, wunderbare Wirkung tut. Es ist, als ob die düstern Sinneswirren durch das Aufflackern eines Gottvertrauens wie zerteilte Wolken davonflöhen, und wie solch ein Unglücklicher mit dem Blicke auf ein Jenseits der ewigen Gerechtigkeit das ganze Leben wie eine neue Prüfungszeit von vorne zu beginnen sich kindlich in Demut beugt. Gerade bei einem solchen Anblick sieht man so recht, daß innere Religiosität das Höchste ist, das einen Menschen beleben kann! Sind dies nicht herrliche Früchte der Spendung der geistigen Almosen, recht raten, zurechtweisen und trösten!

Und endlich würde dieses Arbeitshaus ohne Zwang die Schuldigen von den Unschuldigen trennen. Denn da hier, wie der Name schon besagt, nur freiwillige Arbeitslose zusammenkommen, wird gerade auf diese Weise der Arbeitswillige vom Arbeitsscheuen unzweideutig getrennt. Dann erst kann man in Obdachlosenasylen sichten, dann erst haben Gesetze, wie sie neuerdings auftauchen, einen Sinn! Erst, wenn nicht nur jeder ein Recht, sondern auch immer und ständig eine Gelegenheit hat, durch Arbeit sein Brot zu verdienen und seine Kinder zu ernähren, dann erst kann man den finden, der nicht arbeiten will. Erst in diesem Falle kann man von einem Manne sagen, daß er säumig sei, und dann erst kann eine derartige Gesetzkraft eines Arbeitszwanges sicher treffen und gute Wirkung tun, vor allem aber

keine schreiende Ungerechtigkeit mehr bedeuten und grundlose Vergewaltigung!

Dann werden die ewig stummen dunklen Gestalten in den zerfetzten Kleidern, die an den Ecken unserer großen Straßen und Plätze auf Brot lauern, bis zu einer geringen Anzahl verschwinden. Dann werden keine Mütter mehr so leicht zur Verzweiflung gebracht, in der sie gegen das Leben ihrer Kinder und gegen ihr eignes wüten. Dann werden die Fälle seltener werden, wo tüchtige und bis dahin brave Menschen von Hunger und Elend innerlich so verwüstet werden, daß sie auf die abschüssige Bahn des Verbrechens gelangen. In das Arbeitshaus ohne Zwang werden auch Zuflucht nehmen die abenteuerlichen Söhne des Schicksals; ich meine hier in erster Linie die Auswanderer und nicht minder die Ärmsten, die ihr Glück auf eine gewagte Karte setzten, oft nur ein verzweifelter letzter Versuch, die getäuschten Glücksjäger. Dann wird es nicht mehr notwendig sein, mit der Hilfe der öffentlichen Unterstützung zu warten, bis die Armen auf irgendeine Weise in ihrem Unglück gefallen sind und darniederliegen!

Aber unser Arbeitshaus ohne Zwang kann noch höhern Dienst tun. Denken wir an diejenigen Handwerker, welche in der Gegenwart infolge der allgemeinen Handwerkslage nicht durchgebildet, sondern auf gewisse Branchen angelernt sind. Für die ist es ein aufgezwungener Müßiggang, wenn Arbeitskonjunkturen eintreten, welche die Artikel nicht mehr auf den Verkaufsmarkt bringen können, welche die Betreffenden erlernten. Zur Verständlichmachung erlauben wir uns auf einige Übelstände hinzudeuten. Der Schneider richtet sich auf Rock- oder Hosen- oder Westen- oder Damenschneiderei ein, die Zuschneider sind durch die sinnreichen Maschinen, welche aufs Zentimeter der Brustweite gestellt werden und mit 100 Stück in einer Tour durchschneiden, sehr beschränkt worden. Beim Schreiner muß man heutzutage die Lohnschreinerei, die Spezialitäten wahrnehmen; es gibt Bauschreiner, Möbelschreiner und Flickschreiner, keiner ist, wie es sonst üblich war, durchgebildet, wenigstens nicht die jüngere Generation. Nunmehr der Anstreicher; der Fassadenanstrich, Decken-

anstrich, Marmorarbeit, Maseranstrich usw. ist spezialisiert. Das Schlosserhandwerk teilt man ein in Grob-, Fein- und Maschinenschlosserei, aber eine Durchbildung ist bei dieser weiten Verzweigung nicht möglich. So hat man in den meisten Handwerken eine solche Einteilung, welche den einzelnen, wenn die Zeitverhältnisse eine Lahmlegung des Teiles mit sich bringen, den Betreffenden ohne Existenz durch Berufswechsel ungewollt in große Bedrängnis bringen. Für diese ist dann das geplante Arbeitshaus eine wirksame Überbrückung ihrer Notlage und rettet viele aus dem Verderben.

Denken wir fernerhin an den Berufswechsel, aber auch an den allgemeinen Wunsch der Unglücklichen, wieder frei im Leben wirken zu können. In diesem neuen Institut wird es möglich sein, „umzulernen" und dabei doch das Brot weiter verdienen zu können! Und von hier aus, wo nur arbeitsfreudige und fleißige Menschen sich halten können, von hier aus wird es viel eher möglich sein, den Weg ins Leben zurückzufinden!

Und es gibt ja viele Möglichkeiten, deren gesunde Regelung im Betriebe selbst auch leicht zu bewerkstelligen ist; denn wie die Familien, so sind auch die einzelnen Betriebe streng geordnet. Die Werkstätten der gleichen Arbeit sind zu Systemen gegliedert, jedes Handwerk hat seinen eignen Pavillon, und in praktischer Lagerung schließen sich die verschiedenen Industrien einander an, um im ganzen von den landwirtschaftlichen Kolonien umgrenzt zu werden.

Daß für die Gesundheit der Insassen die modernsten Forderungen erfüllt werden durch alle zeitgemäßen Einrichtungen, dürfte selbstverständlich sein. Und auch in den diesbezüglichen Räumen, wie in Wasch-, Bügel-, Bade-, Desinfektions-, Untersuchungsräumen, in Krankenhäusern und Quarantänen, können ja immer wieder Arbeitsuchende angestellt und ausgebildet werden. Und jede neue Arbeitsmöglichkeit bedeutet für den Fleißigen einen neuen Weg in das große, freie Leben zurück. Das Arbeitshaus ohne Zwang ist als ein wahres Refektorium zu denken, es leiht Zuflucht und neue Möglichkeiten, also neue Kraft zum selbsttätigen, starken Leben.

Wir denken an folgende Betriebe, was nicht überflüssig ist, zu nennen: Weberei, Strickerei, Kokosseilzieherei, Teppichknüpferei, Tütenfabrikation, Knopffabrikation, Buchdruckerei, Schreinerei, Schuhmacherei, Tischlerei, Seilerei, Stuhlflechterei, Zementplattenfabrikation, Ziegelsteinfabrikation, Steinkleinspaltung, Holzzerkleinerung, Papiersortieren, Einstampfen und Mahlen, sowie Papierfabrikation; Bäckerei, Polsterei, Möbelschreinerei, Blechwarenfabrikation, Emaillierung, Vernicklung, Vernierung, Verzinnung, Teppich-Vakuum-Reinigen, Drahtzieherei, Korbwarenfabrikation, Stickerei, Flickerei, Wäscherei, Schneiderei, Holzwollen- und Holzseilfabrikation, Fabrikation von Kunstkohlen und Kunstbriketts, Reinigen der Speicherböden und Keller, Übernahme von Aus- und Einladen, Aushilfs-, Gelegenheits- und Rottenarbeiten, Wegebauten und Ausschachtungen, Feld-, Garten- und Ackerwirtschaft, Obstkultur, Urbarmachung der Moore, Stunden- und Schreibarbeiten, namentlich Adressenschreiben, Anfertigung von Zeichnungen, Fabrikation von Spielwaren.

In der Frauenabteilung, welche durch hohe Mauern wie bei den Korrektionsanstalten von der Männerabteilung getrennt ist, sind drei Arbeitsstufen:

1. für Grobarbeit, die jede weibliche Person verrichten kann,

2. für Feinbeschäftigung für schwächere Frauen und Mädchen,

3. für bessere Leistungen, welche nur gelernte und angelernte weibliche Insassen machen können.

Zu 1. sind u. a. folgende Arbeiten vorgesehen: Waschen, Sacknähen, Putzen, Kehren, Hülsenfrüchte auslesen, Tabak entrippen, Kartoffelschälen, Gemüse- und Obstreinigen.

Zu 2. diese Beschäftigung: Nähen, Flicken, Bügeln, Stopfen, Stärken, Fegen, Einfalten, Abfüllen, Abfassen, Spülen, Sortieren, Etikettieren, Abzählen, Abwiegen, Ausbessern, Austragen, Bleichen, Einrahmen, Dörren, Apprettieren, Falzen, Ausschneiden und alle sonstigen weiblichen Hilfsarbeiten.

Zu 3. folgende Tätigkeiten: Sticken, Stricken, Schneidern, Garnieren, Vervielfältigen, Schreibmaschinenarbeiten, Filieren, Kerben, Schnitzen, Brennen, Malen, Gobelinarbeiten, Filigranarbeiten, Sai-

sonaushilfe als Verkäuferinnen, Zuschneidern, Klöppeln, Posamentarbeiten, Stuhlflechten, Handknüpfen, Übersetzungen in fremde Sprachen, Haspeln, Spinnen, Reproduktion, Retouchieren, künstliche Blumenfabrikation, Blumenbinderei, Einmachen, Butter- und Käsefabrikation, Bandweberei, Agramments, Spitzen, Chenillesachen-Anfertigung, Litzen, Bobins, Tressen, Perlschnüre, Pelze, Besätze, Vorhänge, Stores, Wäschereien, Spannereien, Chemische Reinigung sowie jede weibliche Hand- und Maschinenarbeit.

Zur Frage der Organisation des gedachten Arbeitshauses nach dem Muster der Zwangsarbeitsanstalten ist folgendes zu sagen: Falls Ordenspersonen mittätig sein werden, so werden ihrer Regel entsprechend besondere Übereinkünfte zu treffen sein. Auch müßte man sich der noch zu wählenden juristischen Gesellschaftsform praktisch anpassen, je nachdem, ob Aktiengesellschaft, Gesellschaft mit beschränkter Haftung, eingetragener Verein gebildet wird oder verschiedene Gemeinden die Ausführung des geplanten Arbeitshauses übernehmen und ihre Beiträge zu den Kosten vereinbaren. Wünschenswert wäre es, wenn die einzelnen Arbeitshäuser, welche unter sich getrennt und vollständig selbständig sind, sich wenigstens in der Provinz zu einer Zentrale vereinigten, um die gemeinsamen Interessen besser vertreten und durchführen zu können. Im übrigen sind nachstehende Einrichtungen zu treffen:

A. Der Aufsichtsrat besteht aus Delegierten der einzelnen Mitgliedsgruppen der zu gründenden Gesellschaft:

1. Königliche Regierung,
2. Landesverwaltung,
3. Stadtarmenverwaltung,
4. einer katholischen Konföderation oder eines katholischen Garantiekonsortiums,
5. des Presbyteriums,
6. des Rabbinates,
7. der Handelskammer,
8. der Handwerkskammer,

9. der Landwirtschaftskammer,
10. der Gewerkschaften,
11. der Innungen,
12. des Gefängnisvereins,
13. eines Konsortiums von Industriellen,
14. Genossenschaften,
15. Wohlfahrtsvereine.

B. Direktion

1. Direktor und erster Geschäftsführer (Nationalökonom),
2. zweiter Geschäftsführer und stellvertretender Direktor (Diplom-Kaufmann).

C. Verwaltungsrat

1. Mitglied der Direktion,
2. Mitglieder des Aufsichtsrats,
3. katholischer Geistlicher,
4. evangelischer Geistlicher,
5. Rabbiner,
6. Arzt,
7. Pädagoge,
8. Oberer der Genossenschaft, welche die Männerabteilung besorgt,
9. Vorsteherin der Ordensgesellschaft der Frauenabteilung (8 und 9 wenn Ordensleute Pflege übernehmen).

Der Direktion unterstehen unmittelbar drei Inspektionen:

Inspektion I für kaufmännische Abteilung:

1. Diplom-Kaufmann (stellvertretender Direktor),
2. Buchhalter (amerikanisches System),
3. Kassierer,
4. Statistiker,
5. Versicherungsbeamter,
6. Bauführer,

7. Verkäufer und Verkäuferinnen,
8. Reisender,
9. Schreibstubenvorsteher,
10. Reklamekommission,
11. Beschwerdekommission,
12. Ankauf-, Verkauf- und Vertragsabteilung,
13. Stellennachweis,
14. Zeitungswesen (Berichterstattung an Tagesblätter und Zeitschriften, eventuell Herausgabe einer eignen Wochenschrift, betitelt: „Der Arbeitsruf").

Inspektion II für Arbeitsbetrieb:

1. Technischer Leiter (Ingenieur),
2. Werkmeister,
3. Werkmeisterinnen,
4. Handarbeitslehrerinnen,
5. Haushaltungslehrerinnen,
6. Elementarlehrkräfte,
7. Maschinenmeister,
8. die Meister der einzelnen Handwerkerabteilungen,
9. Landwirt,
10. Schweizer,
11. Diplom. Gartenmeister,
12. Gewerbelehrer,
13. Gewerbelehrerin,
14. Aufseher,
15. Aufseherinnen,
16. Rottenführer,
17. Portier,
18. Krankenpflegepersonal.

Inspektion III für das Hauswesen:

1. Hausverwalter,
2. Buchführer der Haushaltung,
3. Küchenmeister,

4. Kochpersonal,
5. Aufseher,
6. Aufseherinnen, ad 5 und 6 zur Ausführung der Arbeiten:
   a) der Küche,
   b) der eignen Haushaltungswäsche,
   c) der Zimmer,
   d) der Schlafstuben,
   e) der Verteilsküchen,
   f) der Aufräumungs- und Putzarbeiten sowie
   g) sonstiger Hausdienste.

Sofern Ordenspersonal Tätigkeit in dem geplanten Arbeitshaus ausübt, wird es für die entsprechenden Posten den einzelnen Inspektionen unterstellt.

Man bedenke nur, wie manche Städte den Müll gut bezahlt machen. So betrug in einer Großstadt der Erlös daraus 104 730 Mark, dem an Arbeitslöhnen 76 520 Mark gegenüberstehen. Der Berliner Hausmüll enthielt 12,3 Prozent organische Sperrstoffe, 43 Prozent anorganische Sperrstoffe und 41,7 Prozent Feinmüll. Es wurden aus diesem ausgesucht und zum Verkauf gebracht: 283 560 Kilo Papier, 29 900 Kilo Teppichstoffe, 7900 Kilo Doornik, 7150 Kilo Putzlappen, 7225 Kilo Halbwolle, 14 800 Kilo Jutgewebe, 4800 Kilo Scheuerlappen hellfarbig, 1975 Kilo Scheuerlappen dunkelfarbig, 322 Kilo Wollgewebe, 515 Kilo Watte, 4670 Kilo Blaugewebe, 4265 Kilo Pelz, 1685 Kilo Tuche, 1430 Kilo Smyrnateppichreste, 3140 Kilo Taue und Stricke, 12 200 Kilo Leinen, 3960 Kilo Gewebe von groben Kleidern, 1640 Kilo Wolldeckenreste, 5450 Kilo gestrickte Wolle, 942 Kilo Tibet, 70 Kilo Pferdehaare, 31 500 Kilo Eisen, 58 000 Kilo grobes Glas, 55 275 Kilo schwarzes Glas, 41 500 Kilo grünes Glas, 40 000 Kilo weißes Glas, 28 400 Kilo Schuhe, 215 Kilo Gummischuhe, 16 000 Kilo Knochen, 1700 Kilo Zink, 282 Kilo Blei, 41 Kilo Metallguß, 640 Kilo Kupfer, 192 Kilo Zinn, 2419 Kilo Blech, 910 Kilo Marmorschutt und 45 677 Kilo Holzabfälle und Leder.

In Merxplas in Belgien existiert eine große Anstalt, in der täg-

lich über 4500 Menschen interniert werden; warum sollte man an einem solchen Institut bei uns verzweifeln?

Wir wollen einen objektiven Wissenschaftler reden lassen; ich denke hier an Dr. Amelunxen, „Die Verletzung der Unterhaltungspflicht des unehelichen Vaters vom strafrechtlichen und armenpolizeilichen Standpunkt". Hier heißt es auf Seite 25 in der Anmerkung:

„Daß das Wort „arbeitsscheu" ein zu irrigen Auffassungen leicht Anlaß gebender Begriff ist, zeigt ein Blick in die Obdachlosenfürsorge. Für viele, die nach Krankheitsfällen, Berufswechsel oder verbüßter Kriminalstrafe obdachlos und arbeitslos geworden sind, ist es fast ausgeschlossen, eine neue Arbeitsmöglichkeit zu finden. Eine dauernde Arbeit auch nur einem einzigen zu verschaffen, war beispielsweise dem Obdachlosenasyl Cöln unmöglich, trotzdem es vom 1. Mai 1911 bis 1. Mai 1912 46 251 Obdachlose beherbergte, eine Zahl, die sich für das nächste Berichtsjahr um noch annähernd 10 000 erhöht hat. Viele Arbeitsscheue sind in dieser Zahl, viele, die schuldhaft sich dauernder Arbeit entziehen und die öffentliche Armenpflege in Anspruch nehmen. Aber auch viele, die jede Arbeit verrichten wollen, lange nach Arbeit gesucht, sie aber nicht gefunden haben, und dann, jäh abstürzend, dem Alkohol und Bummel anheimgefallen sind. Die heutigen Einrichtungen und Anstalten stehen diesem Zustande machtlos gegenüber. Infolgedessen verlangt Beachtung ein Vorschlag (Amelunxen bezieht sich hier auf meine Abhandlung: „Das Arbeitshaus ohne Zwang". Frankfurter Zeitgemäße Broschüren Bd. 30, 11), der von der Forderung ausgeht, daß den Obdachlosen dauernde, ihnen die Achtung wieder erringende Arbeit geboten werden muß, und hinzielt auf die Errichtung von Arbeitshäusern, in welchen arbeitswillige Obdachlose zwanglos Arbeit, die je nach Wahl, Beruf und Arbeitsmöglichkeit gewerblicher, industrieller und landwirtschaftlicher Natur sein soll, verrichten und nach hier genommenem Aufenthalt sich instand setzen können, in geordnete Lebens- und Arbeitsverhältnisse wieder zurückzukehren. Neben der Aufbesserung des Loses der Obdachlosen und einer Verdrängung des Vagabundentums wird ein derartiges Haus zweifellos eine Rückwirkung ausüben auf die Bevölkerungsziffer

unserer Gefängnisse und Korrektionsanstalten. Kurze Zeit nach der Errichtung eines ähnlichen Instituts in Oxford konnte bereits in dem betreffenden Bezirk ein Rückgang der Kriminalfälle auf 20 Prozent festgestellt werden. Ohne Frage würde die Anstalt auch die Zahl der Unterhaltspflichtverletzungen zum Sinken bringen und die Armenverbände entlasten. Die Errichtung solcher Arbeitshäuser ohne Zwang ist jedenfalls vorzuziehen der Neuschaffung einer größern Anzahl von Zwangsarbeitshäusern, wie sie notwendig werden würde, wenn § 42 des Vorentwurfs Gesetz werden sollte."

Und in der Tat möchte ich zu bedenken geben, selbst auf die Gefahr hin, mich zu wiederholen, welche vielfachen Segnungen die direkte und indirekte Wirkung eines Arbeitshauses ohne Zwang zu verzeichnen hätte.

1. Die Strafentlassenen können gleich eine angepaßte, verdienstvolle Arbeit finden.

2. Die jugendlichen Straffälligen können in einem solchen Institut in die Lehre kommen, Verdienst und Beschäftigung finden und sind dabei doch in vollständiger Überwachung.

3. Willige Arbeitslose werden durch diesen Zufluchtsort von der drohenden Gefahr ferngehalten, durch Not und Elend zum Verbrecher zu werden.

4. Das Arbeitshaus ohne Zwang bietet die einzig mögliche Kontrolle, ob man es mit einem Straffall, d. h. mit einem Arbeitsscheuen zu tun hat, oder mit einem harmlosen Arbeitswilligen.

5. In die hungerdrohende Zeit des Berufswechsels kann nichts so erlösend eingreifen, als eben der Besuch eines Arbeitshauses ohne Zwang.

6. Kinder, die in der Jugend von ihren Eltern so ausgenutzt wurden, daß sie nichts lernen konnten, und später als Fabrikgänger, wie dies alltäglich vorkommt, stellungslos geworden sind, können in irgendeinem Betrieb unseres Instituts sogleich mit Verdienst angestellt werden und so die versäumte Lehre nachholen.

7. Verlassene Frauen und Witwen sowie unglückliche Mädchen können hier Unterkommen finden, ihre Frauen- und Mädchen-

ehre hochhalten und sich und ihren Kindern ein würdiges Dasein erhalten.

8. Die Entlassenen der Hospitäler, Trinkerfürsorgeanstalten, Irrenhäuser, Sanatorien, Krüppelheime, Lungenanstalten, kurz: aller Genesungsstätten können hier gleich das erste Halt auf ihrem Rückweg ins Leben machen.

9. Bei Notstandsarbeiten kann von einem solchen Institut aus sogleich mit geeigneten Kräften eingesprungen werden.

10. Die Armenverbände und alle Verwaltungen und Genossenschaften werden aus der lebhaften Verbindung mit einem Arbeitshaus ohne Zwang den größten Nutzen und die größte Entlastung gewinnen.

11. Die Inhaber von kleinen Renten können durch leichte Beschäftigung sich immer noch so viel in diesem Hause verdienen, daß sie sich wenigstens schlecht und recht durchschlagen können. Die gleiche Gelegenheit bietet das Arbeitshaus ohne Zwang den nicht völlig Arbeitsunfähigen, die aber auch als solche keine volle Armenunterstützung beziehen.

12. Das Arbeitshaus ohne Zwang hat ganz besonders für die jüngern Insassen wie auch für die Strafentlassenen den höchsten erzieherischen Wert; denn wenn auch hier trotz aller Ehrfurcht vor der Religion durchaus kein Bet-, sondern eben ein Arbeitshaus errichtet werden soll, so wird doch eben der gewaltige Betrieb, die ewige Geschäftigkeit und der offensichtliche Nutzen, der dem einzelnen eben daraus entsprießt, der wirksamste Hinweis zu zufriedener und segenbringender Arbeit sein.

Wir glauben, diese Aufzählung der Motive, denen ein Arbeitshaus ohne Zwang seine Entstehung verdanken soll, ist so beredt, daß jede weitere Anpreisung die Wirkung dieser rein sachlichen Darstellung nur abschwächen könnte. Wir verzichten deshalb gerne auf alle Phrasen, sondern möchten zum Schluß nur noch in ebenso sachlicher Form, in ebenso zahlenmäßiger Anordnung die Entstehungsmöglichkeiten aufzählen, wie wir dies an anderer Stelle schon taten. Das Problem ist eben neu, und wer für eine neue Idee kämpft, darf nicht müde werden,

dieselbe sein Leben lang jeden Tag zu vertreten. Keine große Sache öffentlichen Charakters ist je entstanden, die nicht jahrelang gepredigt worden wäre. Und so wiederholen wir gerne, was wir in unserm „Problem des fünften Standes" bereits an den Schluß setzten, wie wir uns

die Finanzierung des Arbeitshauses ohne Zwang denken:

A. Für den Ankauf des Terrains, für die Bauten und die Einrichtungen sollen die Mittel hergenommen werden:

1. aus der Wohltätigkeits-Aktiengesellschaft,[1]) welche durch die Amortisation den Charakter einer milden Stiftung erhält und ihre Uneigennützigkeit beweist durch den Passus: Bei Auflösung der Gesellschaft fällt deren ganzes Vermögen der städtischen Armenverwaltung zu demselben oder ähnlichem Zwecke zu;

2. aus den Anteilen der einzelnen Verwaltungen, aus Alimentationsverträgen, Kapitalien mit lebenslänglicher Nutznießung, Rentenanlagen, Gedächtnistagen, Testamenten, Schenkungen, aus andern Zuwendungen, wie Stiftungen, besonders aus solchen für Wartezeit bis zum Stellenantritt, fernerhin aus Beteiligungen der einzelnen religiösen oder staatlichen Gemeinden sowie aus besondern Spenden zu diesem Zwecke.

B. Die Unterhaltungskosten, Saläre usw. werden gedeckt durch:

1. Verkauf der Produkte und Erzeugnisse, auch in der Weise, daß man in den Großstädten an günstigen Straßenzügen eigne Verkaufsläden oder Stellen errichtet, die jene Waren gegen Provision mit verkaufen;

---

[1]) Die Anteilscheine, nicht unter 1000 *M*, werden den vermögenden Einwohnern angeboten; denn die erste Steuerklasse hat ja auch das größte Interesse daran, daß die Mitglieder des fünften Standes untergebracht werden. Das Kapital wird unverzinslich so lange dargeliehen, bis die Aktiengesellschaft in der Lage ist, die einzelnen Aktien zurückzukaufen. Auf diese Weise wird das Aktiengeld langsam und ohne Verlust amortisiert; dabei ist man im Vollbesitz der geldlichen Wirksamkeit, einer Kraft, die nicht genug geschätzt werden kann, namentlich gegenüber der langsamen Ansammlung von Geldern.

2. Löhne für die geleisteten Arbeiten und Ausführungen;

3. Almosen aller Art;

4. Abonnementsbeträge und Überzeichnungen jener Beiträge zur Zeitung „Arbeitsruf", die überall kolportiert werden soll;

5. jährliche Unterstützungen der Behörden, Genossenschaften, Vereine und Gesellschaften, namentlich der Banken bei Jahresabschlüssen;

6. Sühnegelder;

7. Rentenempfänge, Versicherungsbeiträge, wenn auch bei Gegenleistungen;

8. Kost- und Pflegegelder.

C. Auch denken wir an eine Deckung der Fehlbeträge durch:

1. Teilnehmer- und Ehrenmitgliederbeiträge;

2. staatlich genehmigte Kollekten, abgehalten gemäß Merkbuch für Kollektenwesen;

3. Lotterien, die behördlich bewilligt sind;

4. die Erhebung der Garantiebeiträge von städtischen, staatlichen und kirchlichen Institutionen sowie Konföderationen;

5. durch Aufführungen, Konzerte, Theatervorstellungen, Rezitationen, Vorträge mit Lichtbildern über das Arbeitshaus ohne Zwang, Reklameaufrufe in den gelesensten Tageszeitungen, die gerne des guten Zweckes wegen, wenn nicht Gratiseinrückung, so doch bedeutenden Rabatt gewähren.

Der Leser wird bei der Aufstellung dieser Reihen vielleicht manchmal über den Optimismus lächeln, der aus den Zeilen spricht, aber er bedenke eins, und dies sagt auch der Verfasser mit einem Lächeln: „Wenn die Idee eines Arbeitshauses ohne Zwang einmal in ihrer ganzen enormen Bedeutung dem ganzen Volke aufgegangen ist, wenn ein leiser Schritt zur Verwirklichung geschehen ist, nur der erste Schritt, dann werden die Großen wetteifern, auch etwas für die neue Arbeit am Volkswohl zu tun, und die Verbände, besonders die religiösen Vereinigungen, die mit Bewußtsein und gerne das Wort Caritas auf ihr Banner schreiben, werden es als ihre vornehmste Pflicht erkennen, da zu helfen, wo im edelsten Sinne des Wortes ein humanes

Werk im Entstehen ist; und wie es heute Mode ist, einen Abgeordneten von der vielbesagten Heilsarmee nicht ohne eine kleine Spende abzuweisen, wie wird man denn erst eine Selbstverständlichkeit darin erblicken, für das Institut seinen Groschen zu geben, das die Erlösung von Tausenden und aber Tausenden unglücklichen Menschen zum möglichen Ziele hat. Und selbstverständlich muß bei einer solchen Handlung sein, daß die rechte Hand nicht weiß, was die linke tut. Mitleid und Freigiebigkeit sollten selbstverständliche Dinge sein in unserer Zeit, wo Gläubige und Ungläubige als das größte Wort des großen Nazareners die Liebe anerkennen, der da sagte: „Ich war hungrig, und ihr habt mich gespeist; ich war nackt, und ihr habt mich bekleidet; und ich war fremd, und ihr habt mich beherbergt!"

Zum Schlusse fassen wir nochmals tief zu Gemüte den Adel der Arbeit und den großartigen Segen, welcher aus ihr entsteht. Arbeit soll daher sein für alle; denn diese kennt keinen Unterschied zwischen arm und reich, groß und klein, hoch und niedrig, Mann und Weib. Von früher Jugend bis ins Alter soll man Arbeit sich verschaffen. Wer rastet, der rostet, sagt in vollster Wahrheit das Sprichwort. Ehrlich ist die Arbeit, was sie auch immer sein mag, sie verlangt Kräfte des Körpers, des Geistes und der Seele, sie nimmt den Willen, den Verstand, das Gedächtnis, den Mut, die Ausdauer, die Spannkraft, die Aufmerksamkeit, die Geduld, die Phantasie und Begeisterung in Anspruch. Glück und Segen umgibt sie auf Schritt und Tritt, sowohl in des Lebens Notwendigkeiten, der Geistesarbeit, den sinnreichen Einrichtungen, den staunenerregenden Erfindungen, den kühnen Forschungen in Berg, Tal, in der Luft, in und auf dem Meere. Wie gern lernt das Kind arbeiten, der Familienvater den Unterhalt für sich und die Seinigen erwerben. Freude schöpft man selbst aus harter Arbeit, Ruhm, Ehre, Verdienst und Reichtum ist ihr Geleite. Ja, den Menschen zwingt es zur Arbeit, will er glücklich und zufrieden vor seinem Gewissen und Gott am Ende seiner Tage dastehen, er ist zu Arbeit geboren! — Aber wie überaus traurig, gesund und arbeitswillig zu sein und keine Beschäftigung finden zu können. Dieses ist das grausamste, was den auf

seiner Hände Arbeit angewiesenen Familienvater treffen kann. Wenn schon aufgezwungener Müßiggang, als Strafe der Verbrecher, wahnsinnig machen kann, wie es in der Geschichte nachgewiesen ist, wie muß es aber jenen sein, die nicht Mörder oder Verbrecher werden wollen, sondern ehrlich sich ihr Brot verdienen möchten! Für diese ist das Arbeitshaus ohne Zwang eine Arche inmitten der tosenden Flut, welche sie zu vernichten droht. Möchte es dem vereinten Streben aller Menschenfreunde gelingen, bald die Schwierigkeiten zu überwinden, die sich der Verwirklichung des Planes entgegenstellen; dann wäre das auf völlig freier Willensbestimmung beruhende Aufwärts- und Vorwärtsstreben dieser Hilfsbedürftigen gesichert, und „der hätte nur Bekümmernis, der die Arbeit haßt!" — — —

Anhang

Interessante Statistiken und Mitteilungen

In Berlin waren von 306 000 Mitgliedern von 46 Gewerkschaften rund 25 000 = 8,02 Prozent arbeitslos, und zwar von ungewöhnlich langer Dauer. Folgende Angaben mögen darstellen, daß wir in einer Zeit schwerer und anhaltender Arbeitslosigkeit leben.

Zahl der Arbeitslosen

Aus den Veröffentlichungen des Statistischen Amte der Stadt Berlin

Jahresperiode	1909	1910	1911	1912	1913
1	—	16 495	24 751	26 848	30 004
2	—	14 321	22 041	23 491	27 010
3	—	11 971	17 145	20 475	25 521
4	—	11 513	17 297	20 583	26 636
5	—	12 494	17 396	21 353	27 815
6	—	13 086	15 824	20 986	28 438
7	—	14 202	15 885	20 383	27 982
8	14 023	13 655	15 117	18 788	27 278
9	11 597	12 769	13 202	16 934	24 283
10	11 954	13 294	12 728	17 268	
11	12 270	14 624	15 632	19 753	
12	12 300	17 004	20 158	22 492	
13	15 741	23 754	23 786	29 623	

Zahl der arbeitslosen Mitglieder von 46 Gewerkschaften Mitte November 1913

Festgestellt durch die Berliner Gewerkschaftskommission

	Arbeitslos	Mitgliederzahl überhaupt
Asphalteure	30	388
Bäcker und Konditoren	978	5 338
Bauarbeiter	2 393	15 386
Bildhauer	188	900
Blumen- und Blätterarbeiter	2	99
Böttcher	38	628
Brauerei- und Mühlenarbeiter	719	4 936
Buchbinder	324	8 838
Buchdrucker	881	12 083
Buchdruckereihilfsarbeiter	237	4 881
Bureauangestellte	286	2 288
Dachdecker	300	745
Fabrikarbeiter	159	9 204
Fleischer	141	709
Friseure	132	531
Gärtner	68	1 594
Gastwirtsgehilfen	650	3 513
Kaffeeangestellte	252	1 689
Hoteldiener	36	400
Gemeindearbeiter	101	9 722
Glasarbeiter	72	792
Glaser	180	600
Handlungsgehilfen	232	3 603
Holzarbeiter	4 252	29 750
Hutmacher	384	1 141
Kupferschmiede	47	751
Kürschner	146	1007
Lederarbeiter	24	800
Lithographen	164	3 392
Maler und Lackierer	1 200	6 300
Maschinisten und Heizer	115	2 689
Metallarbeiter	5 122	90 698
Porzellanarbeiter	40	328
Übertrag	19 893	225 722

Übertrag	19 893	225 723
Sattler, Portefeuiller	243	3 706
Schneider	633	8 900
Schuhmacher	116	2 877
Steinarbeiter	150	1 060
Steinsetzer	239	713
Tabakarbeiter	35	1 319
Tapezierer	600	2 000
Textilarbeiter	208	3 722
Töpfer	442	1 743
Transportarbeiter	1 875	50 987
Xylographen	18	?
Zimmerer	583	2 476
Schiffszimmerer	9	84
Zusammen	25 044	305 310

Dauer der Arbeitslosigkeit

festgestellt von der Gewerkschaftskommission für die erste Juliwoche 1913 nach dem Material der gewerkschaftlichen und paritätischen Arbeitsnachweise

	Wochenzahl							
	1	2-4	5-8	9-12	13-20	21-29	30 u. mehr	Zus.
	Zahl der Arbeitslosen							
Bäcker und Konditoren	30	108	131	77	122	99	—	567
Barbiere	12	18	26	27	45	2	—	130
Bauarbeiter, Maurer	419	712	257	109	82	16	70	1665
Bildhauer	13	55	47	48	38	1	—	202
Böttcher	3	51	20	10	1	—	—	85
Brauereiarbeiter	45	142	274	173	202	141	137	1114
Buchbinder	90	242	128	51	39	14	3	567
Buchdrucker	157	223	159	125	167	114	—	945
Buch- und Steindruckereihilfsarbeiter	8	63	78	47	49	7	—	252
Bureauangestellte	10	6	11	11	9	—	—	47
Dachdecker	10	40	63	99	190	76	13	491
Fabrikarbeiter	10	24	25	20	25	16	—	120
Fleischer	18	37	31	20	14	10	—	129
Übertrag	825	1721	1250	817	983	496	223	6314

	Wochenzahl							
	1	2-4	5-8	9-12	13-20	21-29	30 u. mehr	Zus.
	Zeit der Arbeitslosen							
Übertrag	825	1721	1250	817	983	496	223	6314
Gärtner	6	23	33	17	4	—	—	83
Gastwirtsgehilfen	44	77	27	10	4	2	8	173
Gemeindearbeiter	2	11	55	8	—	—	—	76
Glasarbeiter	2	17	7	8	12	—	—	46
Glaser	15	36	29	13	39	25	7	155
Handlungsgehilfen	4	69	142	86	113	20	—	434
Holzarbeiter	306	1146	1226	905	961	490	35	5069
Hoteldiener	10	8	7	5	—	—	—	30
Hutmacher	7	42	67	9	2	2	—	130
Kupferschmiede	15	14	18	13	2	—	—	62
Kürschner	5	6	7	3	2	—	—	24
Lederarbeiter	1	1	1	1	3	11	4	22
Lithographen	10	51	23	17	16	4	1	122
Maler	80	212	225	222	161	10	—	900
Maschinisten und Heizer	4	16	18	8	8	6	—	60
Metallarbeiter	692	1626	670	328	274	133	78	3699
Porzellanarbeiter	3	8	7	4	2	—	—	24
Sattler	12	90	25	13	16	—	—	156
Schuhmacher	10	17	3	10	—	—	—	40
Steinsetzer	3	16	17	7	5	—	—	48
Stukkateure	59	163	118	65	57	8	—	476
Tabakarbeiter	2	1	5	4	7	2	—	21
Tapezierer	90	220	65	43	115	61	6	600
Textilarbeiter	3	7	8	9	23	9	—	57
Töpfer	76	157	163	41	57	20	19	542
Transportarbeiter	72	429	392	234	137	38	40	1342
Zimmerer	50	105	78	62	87	22	—	410
Zusammen	2408	6289	4586	2962	3090	1359	421	20915

Von 6600 ins Elend geratenen jungen Leuten bietet folgendes eine beachtenswerte Musterkarte:

2653 ohne Arbeit, 12 durch schlechte Bücher, 189 wegen schlechter Familienverhältnisse, 522 wegen Krankheit, Leichtsinn 663, Strafe 124, Invalidität 71, weil ohne Eltern 5, Stellenwechsel 165, aus der

Lehre entlaufen 16, verunglückt 31, Schulden 13, minderwertig und beschränkt 43, Todesfall in der Familie 47, weil gestohlen 74, durch Aussprung 36, weil den Dienst verlassen 211, wegen Fahnenflucht, durch schlechte Erziehung 8, Unlust zum erlernten Beruf 16, durch Verführung der Großstadt 55, durch Wandersucht 275, durch Arbeitsscheu 97, infolge Verleumdung 12, weil das Elternhaus verlassen 88, Trunksüchtige 242, weil Bankrott gemacht 60, durch schlechte Gesellschaft in Not geraten 110, weil nichts Ordentliches gelernt 638. Zur Linderung der Arbeitslosennot gab Frankfurt 3000 ℳ, München 75 000 ℳ, Mainz 20 000 ℳ, Berlin 500 000 ℳ usw. Manche Städte führten Notstandsarbeiten — aber dies trifft den Nagel nicht auf den Kopf — warum beginnt man nicht mit der Errichtung von Arbeitshäusern ohne Zwang, der Jugend zur Lehr, dem Arbeitslosen zur Wehr, und dem Alter zur Ehr!

Zur Arbeitslosenfürsorge

7 686 732 (sieben Millionen sechshundertsechsundachtzigtausend siebenhundertzweiunddreißig) Obdachlosen hat der Berliner Verein für Obdachlose seit 45 Jahren seines Bestehens Nachtlager und Abendessen gewährt. 490 Männer beherbergte täglich das Berliner Asyl, die hungrig und ermattet dort ihre Zuflucht nahmen. Im Alter von 20 bis 30 Jahren war die größte Anzahl der Asylisten, 3047 waren 60 Jahre und darüber alt. Im Frauenasyl waren 28 090 Frauen, 3805 Mädchen, 140 Säuglinge von den allerkleinsten, von hungernden, abgezehrten Müttern getragen; bis zum zehnten Jahre waren 295.

Überall ist das Arbeitslosenelend im Wachsen begriffen; so zählte eine ungarische Stadt mit 950 000 Einwohnern nicht weniger als 39 274 Personen, die keine Arbeit hatten. Die Zahl der Arbeitslosen in Budapest wird auf mehr als ein Zehntel der Bevölkerung bemessen, über hunderttausend.

Man schreibt, daß heutzutage Korrespondentenstellen, welche mit 130 ℳ Gehalt honoriert wurden, von Mädchen besetzt wurden, die 50 ℳ Salär bekommen und somit ihre männlichen, verheirateten Kollegen mit Familie brotlos machten.

Frankfurt a. M. hat folgende Grundsätze für Arbeitslosenunterstützung:

§ 1. Der Magistrat bestimmt den Beginn und die Beendigung der Zeit, in der Unterstützung gewährt werden soll. Die Unterstützungen erfolgen nur bei gleichzeitiger Einrichtung von Notstandsarbeiten.

Die Verwendung der Mittel erfolgt durch die Verwaltung der Arbeitsvermittlungsstelle.

§ 2. Unterstützungen werden nur Angehörigen solcher Berufe gewährt, für welche die Arbeitsvermittlungsstelle zurzeit Arbeit vermittelt. Die Unterstützungen gelten nicht als Armenunterstützungen. Ein Rechtsanspruch, sie zu erhalten, besteht nicht. Sie werden an Arbeitslose unter den folgenden Voraussetzungen gegeben:

1. Der Arbeitslose muß seit einem Jahre ununterbrochen in Frankfurt gewohnt haben, während dieser Zeit nicht nur vorübergehend als Arbeitnehmer beschäftigt gewesen und infolge Arbeitslosigkeit mittellos sein.

2. Die Arbeitslosigkeit darf weder durch Erwerbsunfähigkeit des Antragstellers noch durch grobes Verschulden oder durch Streiks und Aussperrungen verursacht sein.

3. Der Arbeitslose darf keine laufende Armenunterstützung beziehen und nicht bloßer Gelegenheitsarbeiter sein, oder einem solchen Gewerbe angehören, daß ihm die Verrichtung von Arbeiten zugemutet werden kann, die der Magistrat als Notstandsarbeiten eingerichtet hat.

4. Für die ersten sechs Tage nach Anmeldung der Arbeitslosigkeit findet eine Unterstützung nicht statt.

5. Hat sich die Arbeitslosigkeit innerhalb 42 Tagen wiederholt, so kann auch vom ersten Tage an Unterstützung geleistet werden.

6. Bei Arbeitslosigkeit durch Erwerbsunfähigkeit, durch Erfüllung der Wehrpflicht sowie nach Verbüßung einer Freiheitsstrafe tritt Unterstützung vom Tage des Wegfalls der Ursache, bei Streik und Aussperrung vom siebten Tage nach Wegfall dieser Ursachen an, ein.

Feiertage gelten als Wochentage.

§ 3. Der Arbeitslose, dem Unterstützung zugesagt ist, hat sich täglich in den festgesetzten Stunden bei der städtischen Arbeitsvermittlungsstelle (vgl. § 1) zu melden. Unterbleibt die Meldung ohne genügende Entschuldigung, so wird für diesen Tag keine Unterstützung gezahlt.

Weigert sich ein Arbeitsloser, Arbeit, die seinem Beruf und seinem bisherigen Verdienst entspricht, innerhalb Frankfurt a. M. oder zwei Kilometer jenseits der Grenzen des Stadtkreises anzunehmen, oder versäumt er die Annahme durch eignes Verschulden, so wird keine Unterstützung gewährt.

Ein unverheirateter Arbeitsloser, der in Frankfurt a. M. und den benachbarten Gemeinden nicht für Angehörige zu sorgen hat, muß auch Arbeit an andern Orten annehmen, wenn ihm das Fahrgeld vergütet wird und die am Orte bestehenden tariflichen Lohn- und Arbeitsbedingungen eingehalten werden oder die Arbeitsverhältnisse billigen Anforderungen entsprechen.

Eine Verpflichtung durch Annahme einer Stelle, die durch Streik oder Aussperrung frei geworden ist, besteht nicht.

§ 4. Die Unterstützung beträgt 70 Pf, täglich, für verheiratete Arbeitslose 1 *M*. Sie kann für jedes von dem Arbeitslosen versorgte Kind unter 16 Jahren um 15 Pf., bis zu dem Betrage von 1,60 *M* heraufgesetzt werden.

Unterstützung soll in der Regel nicht gegeben werden, solange der Arbeitslose, sei es aus der Mitgliedschaft in einem Berufsverein, sei es aus sonstigen Quellen, ein Einkommen von mindestens 2 *M* täglich hat. Ausnahmen, insbesondere zugunsten von Familienvorständen, sind zulässig, solange das Einkommen unter Einrechnung der Unterstützung aus dem Arbeitslosenfonds 3 *M* nicht übersteigt.

§ 5. Über Beschwerden entscheidet in erster Instanz die Kommission zur Verwaltung der Arbeitsvermittlungsstelle. Sie kann die Entscheidung einer von ihr einzusetzenden Unterkommission, in der Arbeitgeber und Arbeitnehmer mitwirken, übertragen. Gegen die Beschlüsse dieser Kommission ist Berufung an den Magistrat zulässig; seine Entscheidung ist endgültig.

Die Stadt Schöneberg hat im Jahre 1913 9000 ℳ Arbeitslosenunterstützung gewährt, im Jahre 1914 waren 23 000 ℳ Arbeitslosenzuschuß erforderlich. Verschiedene Städt nahmen sich der Reichsarbeitslosenversicherung warmherzig an, andere lehnten dies ab, wieder welche führten Notstandsarbeiten aus. Man sollte sagen, wenn die drei Faktoren zusammenwirken, wie 1. Reichsarbeitslosenversicherung, 2. zinslose Darlehnsbewilligung an Arbeitslose, besonders Kleinmeister und Familienväter, und 3. das Arbeitshaus ohne Zwang, als das praktischste, so wäre der tiefen augenblicklichen Not wirksamst begegnet.

Literaturverzeichnis und Quellenangaben

Amelunxen, Dr., Studentische Jugendgerichtshilfe, M.Gladbach 1911; Rechtsstudium und Sozialarbeit, M.Gladbach 1913; Großstadtelend, M.Gladbach 1914; Die Verletzung der Unterhaltungspflicht des unehelichen Vaters vom strafrechtlichen und armenpolizeilichen Standpunkte, Leipzig 1914; Justiz und Volk, Hamm 1914.

Berufswahl und Handwerk, M.Gladbach 1913.

Bonn, Peter, Merkbuch für Kollektenwesen, 1910; Das Arbeitshaus ohne Zwang, Hamm 1911; Aus dem Nachtasyl, 1912; Das Problem des fünften Standes, Kevelaer 1913.

Brey, H., Über die Heimarbeit, Rheinisches Sonntagsblatt 1914.

Conrad, Professor Dr., Sammlung nationalökonomischer Abhandlungen und Statistiken. Jena 1914.

Fabri de Fabris, Ein Wiedersehen, 1909.

Fiesel, Pfarrer, 25 Jahre Arbeiterkolonie.

Just, Pfarrer, Handbuch der Entlassenenfürsorge 1912 und 1913.; Inwieweit ist der Not der Entlassenen durch Gefängnisvereine abzuhelfen? Jahresbericht der Arbeiterkolonie Lühlerheim 1912 und 1913.

Herbert, M., Der Kranke, Kölnische Volkszeitung 1914.

Köhler, Dr. E., Das Problem des einheitlichen Arbeitsrechts, 1913.

Kollmann, Bürgermeistersyndikus, Zum preußischen Arbeitsscheuengesetz, 1913.

Kommunalblatt in Berlin, Amtliche Nachrichten der Charlottenburger Armenverwaltung 1913 und 1914.

Könn, Kaplan, Jugendfürsorge und Charakterbildung, Warendorf 1914.

Köpper, Gustav, Die Müllverbrennung, 1912.

Kraus, Karl, Lebensbilder aus der Verbrecherwelt, 1913.

Kumpmann, Dr., Die Reichsarbeitslosenversicherung, Tübingen 1913.

Lennermann, „Der Wanderer" 1914, Heft 3

Löhr, Dr., Generalsekretär des Vinzenzvereins Cöln, Beiträge zur Würdigung der Akkordlohnmethode, M.Gladbach 1912.

Müller, D. P. S., Jugendlicher Nachwuchs für das Heer der Vagabunden. Zeitschrift für Jugendfürsorge, Berlin 1913.

— Jugendliche Wanderbettler, Landstreicher und Großstadtbummler, M.Gladbach 1914.

Post, Dr. H., Untersuchungen über den Umfang der Erwerbslosigkeit innerhalb der einzelnen Berufe und Berufsgruppen, Jena 1914.
Riesert, Professor, Direktor, Edm., Bocholt, Literarischer Handweiser 1913.
Ricking, P. Dr., Franziskaner, Die deutschen Wanderarbeitsstätten, 1912; Die westfälischen Arbeiterkolonien Maria Venn und Antoniusheim 1913.
Salvatorianischer Kalender 1914 und Zeitschrift, Herbesthal 1914.
Schmitz, Dr. Joseph, Die Philosophie von Karl Marx, Bern (Schweiz) 1914.
Schoben, Landesrat, Über Arbeitsscheue und säumige Nährpflichtige, 1913.
Schwering, Dr. Leo, Oberlehrer, Zwischen Tod und Leben, Kölnische Volkszeitung 1913.
Sperling, Dr., Staatrechtsrat, Der polizeiliche Arbeitszwang, 1913.
Statistisches Material zur Frage der Arbeitslosigkeit, zusammengestellt vom Reichsamt des Innern in Berlin 1913.
Vaterland, Interessenblatt der Enthaltsamkeitsbewegung, Münster i. W. 1913.
Verwaltungsbericht der Arbeitsstätte roter Hamm in Niederrad bei Frankfurt a. M. 1912 und 1913.
Verwaltungsbericht des Cölner Gefängnisvereins, 1913. Erster Staatsanwalt Dr. Spelthan in Cöln.
Vogt, Val., Rheinisches Sonntagsblatt 1914.
Wagner, Dr. M., Frage der Arbeitslosenversicherung in Deutschland, 1913.
Wanderer, Der, Pastor Lemmermann, Deutscher Herbergsverein Bethel 1913.
Westdeutsche Arbeiter-Zeitung M.Gladbach 1913/14.
Wiener Magistrat, Der gegenwärtige internationale Stand der Arbeitslosenversicherung. Wien 1914.
Weydmann, Das öffentliche Armenwesen in Elsaß-Lothringen, Die Wanderarmenfürsorge in Deutschland 1912/13.
Weydmann, Generalsekretär, und Regierungsrat Coßmann, Zur Regelung der Fürsorge für mittellose Wanderer in Elsaß-Lothringen.
Wolf, Dr., Rabbiner, Jüdischer Volksfreund in Cöln 1913.
Ferner die gelesensten Tageszeitungen, Wochenschriften, Fachblätter und besonders die Cölner Zeitungen 1913/14.

Sachregister

Abiturientenexamen 17
Almosengeben 26
Amelunxen, Dr. 70
Anteilscheine 70
Arbeit 69
Arbeiter 23
Arbeiterkolonien 29
Arbeiterschutz 27
Arbeitshaus ohne Zwang 57 ff
Arbeitslose 74 f
Arbeitslosendemonstrationen 33
Arbeitslosenelend 7 12 ff 35 36 ff
Arbeitslosenfürsorge 78
Arbeitslosenversorgung 10
Arbeitslosenzählung 33
Arbeitsnachweis 28
Arbeitsscheue 15 20
Arbeitsunfähige 8 20
Arbeitswillige 20
Aufsichtsrat 63
Ausländer 55

Bekämpfung der Arbeitslosigkeit 29
Berufswechsel 24 34 61
Bildung 18

Dauer der Arbeitslosigkeit 76
Deckung der Unkosten des Arbeitshauses ohne Zwang 70 f
Deklassierte 9
Deutsche Gesellschaft zur Errichtung von Arbeitshäusern 11
Diebstahl 50
Direktion 64

Einjährigenzeugnis 17
Einteilung und Einrichtung des Arbeitshauses ohne Zwang 57
Entlassene 69
Entmündigung 55
Entsagung 53
Ermattung 49
Ermüdung 25
Examenskandidat 45
Existenzsicherung 8

Faustrecht 48
Fehlbetrag 71
Feind des Handwerks 21
Finanzierung des Arbeitshauses ohne Zwang 70
Frauen 51
Frauenberufe 23 29 32 51
Freiwilligkeit 55 68 69
Fürsorgeerziehungsanstalt 10

Galgenhumor 48
Gäste der Obdachlosenhäuser 54
Gedächtnistage 70
Geistiges Almosen 59
Gefahr der Spezialisierung 60
Gesellenprüfung 19
Geschäftshaus 21
Gesetze 35
Glücksjäger 60
Gottesglauben 59
Großstadtelend 36 ff
Gründe für das Arbeitshaus ohne Zwang und Obdachlosenelend 77

Halbstudierte 17
Handwerk 16
Handwerkslehrling 19
Hausarbeitsgesetz 30
Heimarbeit 29
Heimatlose 37
Heranziehen der säumigen Nährpflichtigen 28
Hilfe oder Verbrechen 36
Hungersnot 52 53 69

Inspektionen 64 65
Invaliden 9
Jugend 14

Kampf um das tägliche Brot 16 22
Kapitalien 70
Kinderelend 22
Kindersegen 53
Kneipen 19
Korrektionsanstalt 35
Krankheit 21
Krüppel 39
Kumpmann, Dr., Einführung

Literaturverzeichnis 82

Massenstudium 17
Maschine 21
Menschenunglück 31
Müllverwertung 66

Nervosität 25
Not 52
Notstandsarbeit 27 41
Nutznießungen 70

Obdachlosenasyle 34 53
Obdachlosenfürsorge 12 13 54
Ohnmacht 49
Ordenspersonal 66

Paukböden 19
Polizeiaufsicht 28
Problem des fünften Standes 70
Prostitution 52

Quellenangaben 82

Raubritter 48
Recht auf Arbeit 12
Reichsarbeitslosenversicherung 9 27
Rekonvaleszenten 9
Religion 58
Renteanlagen 70

Säumige Nährpflichtige 59
Selbstmord 41 50
Schaufelarbeit 41
Schenkungen 70
Sparzwang 28 55
Statistiken 73 ff
Stellennachweis 12 13
Stiftungen 70
Stundenlöhne der Heimarbeiter 32

Testamente 70
Tierschutzverein 49
Trinkerelend 55

Überfüllungsfrage 14
Übermüdung 25
Überstundenarbeit 25
Unglück 21
Universität 18
Unschuld 51

Vererbungstheorie 55
Verletzung der Unterhaltungspflicht des unehelichen Vaters 67
Versicherungen 27

Verstümmelungen 22
Verwaltungsrat 64
Verzweiflung 40 50 56

Wanderer 34
Wanderarbeitsstätte 29 34
Warenhaus 21
Wie ist hier zu helfen 56
Wirkung des Arbeitshauses ohne Zwang 68
Witwe 38

Zuchthäuser 35
Zuchthausstrafe 50
Zwang 56
Zwangspensionierung 15

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 059118833